

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339232](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339232)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Die Großmütter von Hohagenheim.

Da wo der Kanton Hochfelden gegen Süd-Westen ausläuft und mit dem Brumather Kanton zusammenstößt, liegen freundlich die beiden Dörfer Mittelhausen und Hohagenheim, umgeben von ziemlich hohen und fruchtbaren Hügeln, auf deren einem das Hohagenheimer Kirchlein thronet und weit hinaus schaut in die Ebenen unsers lieben Elsasses und des Nachbarlandes Baden, von des Schwarzwalds dunkeln Bergen umsäumt. Dieses so lieblich gelegene Gotteshaus, in dessen nächster Umgebung ein sogenanntes „Heidenloch“ zu finden, ist ein sehr besuchter Wallfahrtsort, mit zahlreich aufgehängenen Ervototafeln.

Im sechzehnten Jahrhundert, zur Zeit der Reformation, gehörten die beiden genannten Dörfer der Hanau-Lichtenbergischen Herrschaft an, durch welche die evangelische Religion darin eingeführt wurde. Solches geschah im Jahr 1545. Der erste protestantische Pfarrer dieser Gemeinde hieß Andreas Steinach, und in Hohagenheim hatte er seinen Wohnsitz, wie auch mehrere seiner Nachfolger, so daß dieses Dorf die Mutterkirche umschloß, während Mittelhausen bloß das Filial war. In unsern Tagen ist's umgekehrt; Hohagenheim, woselbst nur noch acht protestantische Familien wohnen, ist das Filial der Mittelhauser Pfarrei, und die erwachsenen Glieder dieser Familien kommen des Sonntags herüber zum Gottesdienst, um Erbauung und Belehrung, Kraft und Trost zu holen für die arbeitsvollen Wochentage.

Während des blutigen dreißigjährigen Kriegs, von 1618 bis 1648, wurden diese blühenden Dörfer gar oft und schwer heimgesucht; ihre Einwohnerchaft war theils flüchtig, theils aufgerieben worden; Hohagenheim zählte noch zwei und Mittelhausen drei bewohnte Höfe, und langsam nur mehrte sich die Bevölkerung wieder.

Um das Jahr 1686 kam Hohagenheim unter die Herrschaft des Bischofs von Straßburg, während Mittelhausen hanauisch blieb. In Folge dieser Veränderung wurde die katholische Religion in dem bischöflich gewordenen Dorfe wieder eingeführt, und der Sitz des evangelischen Pfarrers nach Mittelhausen verlegt.

Nach einer alten glaubwürdigen Sage, die dem Boten ein guter Freund mitgetheilt hat, lebten in jener Zeit des Religionswechsels zwei Groß-

mütter zu Hohagenheim, die weder durch Versprechungen noch Drohungen sich bewegen ließen, dem evangelischen Glauben zu entsagen, in welchem sie geboren und erzogen worden. In einer an die neue Herrschaft, den Bischof von Straßburg, gerichteten Bittschrift, sollen sie das Begehren gemacht haben, es möge ihnen gestattet werden sich jeden Sonntag auf einem Kärchlein nach Mittelhausen an die Kirche führen zu lassen, um dafelbst dem Gottesdienste beiwohnen zu können. Und als der Herr Bischof diesen standhaften Großmüttern ihre fromme Bitte freundlich gewährt hatte, nahm jegliche einen Enkel zu sich, deren Eltern in Verfiert und in Dwisheim wohnten. Von diesen beiden Enkeln stammen, so wird erzählt, die heute zu Hohagenheim ansässigen protestantischen Familien her. Treulich haben die Kindeskelnder dem Wunsch und in der Erwartung der betagten Großmütter entsprochen, und sie, bei günstigem Wetter, an den Sonn- und Feiertagen auf einem Wägelein nach Mittelhausen geführt; sogar soll es geschehen sein, daß, wenn die Wege durch anhaltenden Regen allzuschlimm geworden, sie die lieben hilfs- und kirchebedürftigen Ahnfrauen auf ihren Rücken luden und auf diese Weise in das Gotteshaus brachten und wieder zurück in ihren Bohnort.

Diese Volkssage aus alter und bewegter Zeit verdient es wohl, mehr denn manche andere, durch den Kalender fortgepflanzt zu werden, und ohne Bedenken hat der Bote die gefällige Mittheilung seines guten Freundes darin aufgenommen. Es gibt leider gar manche sogenannte Christen in Stadt und Land, denen die Kirchen, obgleich sie in der Nähe derselben wohnen und sie daher ganz bequem und gemächlich hineingehen könnten, fremde, höchstens nur zur heiligen Osterzeit besuchte Stätten geworden sind. Wie beschämend, aber zugleich auch wie ermunternd, ist für solche laue und seltene Kirchgänger das Beispiel der gottesfürchtigen Großmütter von Hohagenheim und ihrer Enkel. Möge ihr Andenken im Segen bleiben! Aber auch Dank und Ehre dem damaligen Bischof von Straßburg, dem Oberherrn des Dorfs, für seine christliche Duldung und freundliche Bereitwilligkeit den frommen Wunsch zu gewähren.

Im hundertsten Psalm heißt es so schön: „Dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken. Gehet zu seinen Thoren

ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben; danket ihm, lobet seinen Namen!" Und im sieben- und zwanzigsten sagt der fromme König David: „Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebenlang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn, um seinen Tempel zu besuchen.“

Uhr und Pistole.

Nachstehende, von Anfang bis zu Ende durch aus wahre Geschichte, mag ein Beweis sein der gerechten Gott im Himmel bedient, um geheime Verbrechen und ihre, der menschlichen Gerechtigkeit unbekannt Thäter ans Licht zu bringen, damit sie schon auf Erden die wohlverdiente Strafe treffe, zum schreckenden Beispiel für Andere.

Dem Ober-Constabler, oder höheren Gerichtsbeamten Davis, zu Blandfort, in der englischen Grafschaft Essex, wurde eines Morgens, es war im Jahr 1813, von einigen Landeuten gemeldet, daß draußen in einem nahe gelegenen kleinen Walde der Leichnam eines wahrscheinlich ermordeten Menschen liege.

Davis begab sich alsobald mit einem Wundarzt und dem Coroner, oder geschwornen Todtenbeschauer, nach dem bezeichneten Orte; man fand daselbst einen mit mehreren Stichen und einem Schusse ermordeten männlichen Körper, aller Kleider baar und das Gesicht mit vielen Messerschnitten unkenntlich gemacht. Ein großer und schöner amerikanischer Hund, ein sogenannter Neufundländer, lag, durch einen Schuß verwundet, neben dem Leichnam, und litt nicht, trotz seiner durch den Blutverlust erzeugten Schwäche, daß man seinem neuchlings erschlagenen Herrn sich nähete; doch kaum war der Constabler Davis nebst seiner Begleitung herzutreten, so drückte der Hund unverkennbare Freude darüber aus, ließ ohne Widerstand den Leichnam aufnehmen und folgte dem Zuge so gut seine Schwachheit und Ermattung es ihm erlaubten. Der Ermordete wurde in des Constablers Wohnung gebracht; der Hund schleppte sich mit hinein, ließ sich geduldig die Schußwunde verbinden, fraß von der ihm dargebotenen Nahrung und blieb als treue Wacht bei seinem todtten Herrn, bis man denselben zu Grabe getragen.

Davis behielt das unglückliche Thier in seinem Hause, und von Seiten der Gerichtsverwaltung wurden die zweckdienlichsten Maßregeln getrof-

fen, um auszumitteln wer und von wo sein Herr gewesen sei. Tagtäglich besuchte der Hund, dem Davis den Namen Schmolensko gegeben, seines Herrn Grabhügel, und brachte dort gewöhnlich einige Stunden zu.

Dreizehn Monate waren so vorübergegangen, ohne daß nur die leiseste Spur sich gezeigt hätte, den Namen und die Herkunft des Ermordeten zu erfahren, oder den heimlichen Mörder zu entdecken. Da wurde der Ober-Constabler Davis ganz unvermuthet nach Carlisle gerufen, einer Stadt der Grafschaft Cumberland, unfern der schottischen Grenze, um dort eine Erbschaft zu erheben. Diese Stadt liegt 326 englische Meilen von Blandfort entfernt; Davis gedachte, die Reise zu Pferd zu machen, und nahm den treuen Schmolensko zum Gefährten und schützenden Begleiter mit.

Ruhig und gewillig lief der vierfüßige Reiskumpfen neben seinem reitenden Herrn her, und immer näher kamen sie dem Ziele der Wanderung. Bei Penrith, noch zehn Meilen von Carlisle, stieg Davis eines Mittags an einem an der Landstraße gelegenen, einzelnen Wirthshause ab, ließ dem Pferde Futter geben, und trat mit dem klugen und treuen Hund in die Gaststube. Mehrere, ihm gänzlich unbekannte Leute, befanden sich hier an verschiedenen Tischen. Raun hatte Schmolensko, gewöhnlich ohne Falsch und durchaus sanft, einen Blick auf die sämtlichen Gäste geworfen, als er wie wüthend auf den in der Mitte stehenden Tisch sprang, und knurrend und schnurrend, mit funkelnden Augen, einen dort sitzenden, gutgekleideten Fremden bei der Brust packte. Nicht ohne große Gewalt und Mühe, gelang es Davis den Hund von dem Angegriffenen loszureißen, der in Angst und Schrecken gerathen. Raun fühlte sich dieser Mann wieder frei, so sprach er von Klage vor Gericht und verließ in aller Eile die Wirthsstube. Allein kaum war er einige hundert Schritte auf der Straße fortgegangen, da jagte Schmolensko, der unbeachtet zur Thüre hinausgeschlüpft, ihm nach, erfaßte ihn wieder und warf ihn zu Boden, doch ohne ihn weiter zu verletzen. Der Mann schrie verzweifelt um Hilfe. Davis lief, in Begleitung einiger Gäste, dem Kampfsplatze zu, und zum zweitenmal wurde der Angefallene von seinem erbitterten Feinde befreit.

Diese Wuth seines sonst so friedlichen Hundes fiel Davis auf, und als daher der Fremde ungesäumt weiterziehen wollte, gab er sich als Ober-Constabler von Blandfort zu erkennen und erklärte den Mann, im Namen des Befehles, zum

Gefangenen. Die in ganz England herrschende Ehrfurcht vor den Gesetze bewog alle Zeugen dieses sonderbaren Vorgangs, dem Gerichtsbeamten in der Ausübung seines Rechts beizustehen, und der verdächtige Mann wurde verhaftet.

Kein Auge von ihm verwendend, schritt der Hund an seiner Seite her. Man brachte den Gefangenen vorerst in's Wirthshaus zurück, und führte ihn sodann vor den Friedensrichter zu Penrith. Hier erzählte Davis getreulich alle ihm bekannten Umstände des geheimnißvollen, vor dreizehn Monaten in seinem Bezirk verübten Mordes, und schloß mit der ernstern Bemerkung, er vermuthete, daß der hier Verhaftete der Thäter dieses höllischen Verbrechens gewesen. Der Friedensrichter nahm Davis' Aussagen und Erklärungen umständlich zu Protokoll.

Der Fremde, den man als den Sohn eines Pächters der Umgegend erkannt hatte, und von dem man wußte, daß er wirklich vor dreizehn Monaten bei Blandfort durchgereiset, sollte nun, so verlangte es der Ober-Constabler, pünktlich darthun, wo er sich dazumal aufgehalten hatte.

In sichtlichem Verlegenheit, dem Anzeichen eines bösen Gewissens, gab der Angeklagte vor, zu jener Zeit Geschäfte wegen in London gewesen zu sein, und versprach, gründliche Beweise für die Wahrheit seiner Aussage herbeizuschaffen. Schon wollte der Friedensrichter ihn gegen Bürgschaftsleistung vorläufig freigeben, bis er die versprochenen Beweise liefern könne, als der Hund, welcher unbemerkt sich in den Gerichtssaal mit eingeschlichen, zum dritten Mal auf ihn losstürzte, wieder zu Boden warf, und ihm seine Uhr mit unwiderstehlicher Gewalt aus der Westentasche riß. Alles dieß war das Werk eines Augenblicks.

Schmeichelnd und wedelnd stellte sich Schmolensko mit der goldenen Uhr vor seinen erstaunten Herrn, der sie sogleich in Empfang nahm. Nun sollte der niedergeschmetterte Pächtersohn ausweisen, wie und wo diese Uhr, in welche der Name James Jefferson eingegraben war, in seinen Besitz gekommen. Auf diese Frage gab er den Bescheid, er habe die Uhr, sammt Kette, Schlüssel und Petschaft, alles auch von Gold, für sechzehn Guineen (etwas über 48 Franken), eben als er in London war, von einem Uhrmacher gekauft, doch wisse er den Namen der Strafe nicht mehr.

Da nun die Uhr, mit dem was dazu gehörte, weit höhern Werth hatte als die angegebene Summe, so stieg Herrn Davis Verdacht immer

mehr; auch dem Friedensrichter erschien die Sache viel bedenklicher, und statt den Angeklagten, gegen Caution, vorderhand frei zu geben, ließ er ihn in's Gefängniß abführen. Das Geheimniß, welches noch die ganze Nordgesichte dunkel umhüllte, sollte bald gelichtet werden.

Der Gerichtschreiber erinnerte sich, voriges Jahr in einer Edinburger Zeitung die Nachfrage nach einem gewissen James Jefferson gelesen zu haben, der auf unerklärliche Weise verschwunden war, und ohne Säumen sandte man einen Brief an die Obrigkeit dieser Hauptstadt von Schottland, und bat um genauen und schnellen Bericht, der auch nicht lang auf sich warten ließ, und aus welchem erhellte, daß bereits vor vierzehn Monaten der Bürger James Jefferson sich nach London begeben, um dort im Namen seines greisen Vaters, eine Summe Geldes einzuziehen; man habe erfahren, daß er dieses Geld erhalten, allein bis heute sei keine Spur mehr von ihm aufzufinden gewesen; Niemand in Edinburg wisse, was aus dem jungen Manne geworden.

In Folge dieses Berichts schickten Davis und der Friedensrichter die bei dem Pächtersohn gefundene Uhr, nebst der genauen Beschreibung des treuen Hundes nach Edinburg. James Jeffersons Vater, und die Verwandten und Bekannten, berheuereten mit einem Eide, daß sie die Uhr ganz gut erkennen, und daß die Beschreibung des Hundes auch keinen Zweifel übrig lasse; gerade so sah derjenige aus, den Jefferson als Begleiter mit sich auf die Reise genommen. Mehr noch, der alte Jefferson kam selbst nach Penrith, und wurde von dem klugen Schmolensko gleich erkannt und freudig wedelnd von ihm begrüßt, da er hingegen den Pächtersohn, John Stori genannt, von Neuem wüthend anfallen wollte, sobald er seiner im Verhörsaal wieder ansichtig wurde.

Obgleich nun alle diese Thatsachen gegen den jungen Stori zeugten, erlaubte doch den Richtern, beim Mangel sonstiger hinlänglicher Beweise, das Gesetz und ihr Gewissen nicht, ein endgiltiges Urtheil über ihn als Mörder zu sprechen; aber in Freiheit setzte man ihn darum eben nicht, und er wurde scharf und streng bewacht in seinem Kerker. Bald sollte seine Schuld sonnenklar werden.

Der Ober-Constabler Davis, des längeren Wartens müde, kehrte, sobald er in Carlisle seine Geschäfte beendet hatte, nach Blandfort zurück, in Begleitung des merkwürdigen Hundes, den

ihm der alte Jefferson völlig als Eigenthum überlassen. Immer näher kam er seiner Heimath. Der Weg führte durch den kleinen Wald, in welchem Jeffersons Leichnam einst gefunden worden, und eben an diesem Platze rannte Schmolensko hastig in's Gebüsch, schnüffelte am Boden herum und begann eifrig im abgefallenen Laube zu scharren. Höchlichst erstaunt ob dieses Treibens, stieg Davis ab, band das Pferd an einen Baum und ging auf Schmolensko zu, der ihm aber schon, mit einer verrosteten Pistole zwischen den Zähnen, entgegen kam. Der treue Hund hatte das Mordwerkzeug aufgefunden!

Davis sandte die Pistole, nebst einem erklärenden Schreiben, an das Gericht zu Penrith, woselbst sie sogleich als Storis' ehemaliges Eigenthum erkannt und ihm vorgelegt wurde. Todeschrecken befahl den Gefangenen, gleich als hätte der Blitz ihn getroffen, und mit zerknirschter Seele bekannte er sich jetzt als den Mörder, bezeugte große Reue und erzählte sehr umständlich den ganzen Verlauf seiner Missethat.

In dem Londoner Gasthaus zur Krone, unweit der Sankt-Paulskirche, hatte er des jungen Jeffersons Bekanntschaft gemacht, der in seinem Beisein sechstausend Pfund Sterling in Banknoten in die Brieftasche legte. Ein Pfund Sterling beträgt, nach französischem Gelde, 24 Fr. 40 Cr. — Jefferson hatte diese Banknoten vom Wechseler Parish, der auf dem Strande wohnte, empfangen. Beim Anblick der so reichhaltigen Brieftasche, stieg in Storis' Herzen der höllische Plan auf, durch einen Mord diesen Reichtum sich anzueignen; er vermochte nicht mehr den Gedanken daran loszuwerden. In London selbst, das sah er wohl ein, konnte der Raubmord nicht leicht verübt werden; solches mußte daher auf der Rückreise nach Edinburg geschehen. Er ließ Jefferson allein fortziehen, indem er listiger Weise noch dringende Geschäfte vorschützte, reiste ihm jedoch alsobald nach, mit seinen zwei scharfgeladenen Pistolen versehen. In dem Gehölze bei Blandfort holt er den arglosen Jefferson ein, und der erste Schuß gilt seinem Hunde, der zweite, dem Schlachtopfer selbst. Jefferson stürzt zu Boden. Stori zieht ein großes Taschenmesser heraus, versetzt dem Hülflosen mehrere Stiche, zerschneidet ihm das Gesicht, um ihn unkenntlich zu machen, beraubt ihn gänzlich und schleppt ihn in das Gebüsch nebenan, woselbst er die eine seiner Pistolen in der Hast und Eile verliert. Hierauf ergreift er die Flucht; der Hund verfolgt seines Herrn Mörder eine Strecke Weges weit, doch die vorhin erhaltene Schußwunde hat das

treue Thier dergestalt geschwächt, daß es nicht mehr weiter kann; nur so viel Bewußtsein und Kraft bleibt ihm noch übrig, um sich wieder zurück neben den Leichnam seines lieben Herrn zu schleppen. Was dann später sich ereignete, haben wir bereits zu Anfang vernommen.

Nun wurde der gerechte Urtheilspruch von keinem ängstlichen Zweifel mehr zurückgehalten. John Stori büßte seine Missethat mit dem Tode von Henkershand, nach englischem Brauch, durch den Strick. —

Jetzt noch folgende Einzelheiten zum Schluß dieser wahren Geschichte: Als alle die merkwürdigen Vorfälle zu London bekannt geworden, war Jedermann begierig den treuen und klugen Schmolensko zu sehen, und der Oberrichter, Lord Ellenborough, lud Davis ein mit seinem berühmten Hund nach London zu kommen. Beide wurden dem Prinz-Regenten, dem nachmaligen König von England, Georg IV, und seinen Hofe vorgestellt. Einer der Würdenträger, der Herzog von Rutland, ersuchte den Ober-Constabler ihm den Hund gegen zweihundert Guineen käuflich abzutreten. Davis that solches höchst ungern, konnte aber nicht wohl das Begehren des hochgestellten Mannes abschlagen, und zog betrübt und allein nach Blandfort zurück. Im Jahr 1814, als der russische Kaiser Alexander I London besuchte, machte der Herzog von Rutland ihm Schmolensko zum Geschenk, und so kam das merkwürdige und überaus kluge Thier bis nach Petersburg.

Ein Bibel- und ein Lieberspruch, glanbt schließlich der Vore, dürften hier wohl eine passende Stelle finden; hier folgen sie: Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und ist nichts Heimliches, das nicht hervorkomme. (Marcus 4, 22.)

Vor Menschen bleibt oft manche That verborgen,
Dir aber, Gott, ist Nacht ein klarer Morgen.

Und dein Gericht

Wird an das Licht

Und an die helle Sonne bringen,

Was Finsternisse noch umringen.

Mütterliche Rathschläge beim Suchen einer Hausfrau.

Ein reicher Bauernsohn hatte das Alter erreicht, in welchem man sich nach einer Frau umzusehen pflegt. Im Heimathsdorfe selbst war keine Dirne die ihm gefallen hätte; keine sprach zu seinem Herzen. Seine Mutter, eine fromme und kluge Frau, das Muster ejner guten und

umsichtigen
andern Dorf
Werbete beg
ihre zukünft
den werden
ging, ob
der Mutter
Herzensgüte
schägen gel
Sinn aber
nach einer r
ligte den P
einen guten
Dorfe sich ei
Haus- und F
Der junge
sich fertig zu
her Vater und
nützliche Rath
er sich richter
Hausfrau. D
allein ein Str
um ihm unter
aus der Tiefe
jens heraus,
bezeichnen, au
sollte welche
abgab. Diese
verständige Fr
führung.
Mutter un
zum Dorf hin
den Gedanken
die Mutter n
sch, ich möch
gen geben.
„Mur heran
Bursche, ich
Die Mutter
sprach: „W
das Reden
rige Frau g
Erste; ohne
und ich bin
Alles sagen.
und es nich
mel ansteh
da ist's die
sehen... und
da kann sich
den. Glaub
tend inne u
wie ein gesto
Respekt nicht

unsichtigen Haushälterin, stammte aus einem andern Dorfe, für das sie immer eine gewisse Vorliebe hegte. Sie wünschte daher auch, daß ihre zukünftige Schwiegertochter daselbst gefunden werden möchte, und der willfähige Sohn ging, ohne lange zu grübeln, in den Gedanken der Mutter ein, deren Verstand und Liebe und Herzengüte er von Kindesbeinen an kennen und schätzen gelernt hatte. Auch der Vater, dessen Sinn aber ziemlich nach Geld und Gut, also nach einer reichen Schwiegertochter stand, billigte den Plan der Mutter, denn er hatte ja einen guten Wurf gethan, als er aus selbem Dorfe sich eine Frau heimführte in sein großes Haus- und Feld- und Güterwesen.

Der junge und schmucke Freierrmann machte sich fertig zu der kleinen Reise, nachdem ihm vorher Vater und Mutter insgemein allerlei gute und nützliche Rathschläge ertheilt hatten, nach denen er sich richten sollte beim Aufsuchen einer braven Hausfrau. Die Mutter aber geleitete ihn noch allein ein Stück Wegs vor das Dorf hinaus, um ihm unter Gottes freiem Himmel, so recht aus der Tiefe des warmen, mütterlichen Herzens heraus, einige untrügliche Merkmale zu bezeichnen, an denen er die Jungfrau erkennen sollte welche die beste Lebensgefährtin für ihn abgäbe. Diese Merkmale hatte die kluge und verständige Frau kennen lernen aus eigener Erfahrung.

Mutter und Sohn gingen still miteinander zum Dorf hinaus; Jedes hatte so seine besondern Gedanken zurechtzulegen. Endlich begann die Mutter mit sanfter Stimme: „Lieber Jakob, ich möchte dir gern noch einige Anweisungen geben.“

„Nur heraus damit, liebe Mutter,“ sagte der Bursche, „ich will recht gern zuhören.“

Die Mutter faßte des Sohnes Hand und sprach: „Bleib stehen, im Gehen wird mir das Reden sauer. Schau, daß dir deine zukünftige Frau gefallen muß, das ist natürlich das Erste; ohne Lieb' ist keine Freud' in der Ehe, und ich bin nun eine alte Frau, daher darf ich Alles sagen. — Wenn du dich nicht darauf freust und es nicht wie ein Gnadengeschenk vom Himmel ansehst, daß du ihr einen Kuß geben darfst, da ist's die rechte Liebe nicht, aber... bleib doch stehen... und auch diese Liebe reicht noch nicht aus, da kann sich noch etwas anderes dahinter verstecken. Glaub' mir...“ Die alte Frau hielt stotternd inne und wurde flammenroth im Gesicht wie ein gefottener Krebs. „Schau, wo der rechte Respekt nicht ist, und wo man nicht Freude

daran hat, daß eine Frau grad so eine Sache in die Hand nimmt und grad so weglegt und nicht anders, da geht's schwer; und vor Allem achte darauf, wie sie sich zu den Diensthoten stellt.“

„Das verstehe ich nun schon, Mutter,“ meinte Jakob, „nicht wahr, sie darf nicht zu stolz und nicht zu vertraut mit ihnen sein!“

„Das freilich,“ fuhr die Mutter fort, „allein ich seh's einer am Mund an, ob der Mund schon geflucht und gescholten hat, und ob er's gern thut. Ja, wenn du sie im Aergern weinen sehen, wenn du sie im Zorn ertappen könntest, da wäre sie am besten kennen zu lernen; da springt der versteckte inwendige Mensch heraus, und das ist oft einer mit Geierkrallen wie ein Teufel. O lieber Sohn, ich hab viel erfahren und in's Auge gefaßt. An der Art, wie eine das Licht auslöscht, merke ich wie's in ihr aussieht und was sie für ein Gemüth hat; die so im Vorbeigehen mit einem Hui das Licht ausbläst, mag's finkeln und glunzen, das ist eine, die sich auf ihr schnelles Schaffen was einbildet, und sie thut doch Alles nur halb und hat keine Ruh im Gemüth.“

„Ja, Mutter, das macht Ihr mir zu schwer,“ klagte der Bursche kleinlaut; „eine Lotterie ist und bleibt immer das Frausuchen!“

„Bohl wahr!“ entgegnete die Mutter, „du brauchst aber ja auch nicht Alles zu behalten, was ich meine, nur so obenhin; wenn's dir nachher vorkommt, wirst du schon finden wie ich's gemeint habe, und dann paß auf: Ob sie gut beim Arbeiten redet, ob sie etwas in die Hand nimmt, wenn sie mit dir spricht, und nicht allemal still hält, wenn sie ein Wort sagt, und nicht eine Scheinarbeit thut. Ich sage dir, Arbeitsamkeit ist bei einer Frau Alles. Meiner Mutter Red' ist immer gewesen: Ein Mädchen darf nie mit leeren Händen gehen und muß über drei Zäune springen, um ein Federchen aufzulesen. Und dabei muß sie doch beim Schaffen ruhig und stetig sein, nicht so um sich rasen und aufbegehren, als wolle sie jetzt grad' ein Stück von der Welt herunter reißen. Und wenn sie dir Red' und Antwort gibt, merk' auf, ob sie nicht zu blöd und nicht zu keck ist. Du glaubst gar nicht, die Mädchen sind ganz anders wenn sie einen Mannshut sehen, als wenn sie unter sich allein sind, und die wo immer gar so thun, als ob sie zu jedem Mannsbild sagen wollten: Friß mich nicht! das sind die schlimmsten, aber die so ein gewetztes Mundstück haben und die meinen, wenn Jemand in der Stube sei, dürfe das Maul gar nicht still stehen, die sind noch ärger!“

Jakob lachte und sagte: „Mutter, Ihr soll-

tet einmal predigen gehen im Lande herum und Kirche halten für die Mädchen welche gern einen Mann hätten. Die könnten was von Euch lernen!“

„Vor diesem Predigen hätt' ich auch keine Angst,“ meinte die Mutter ebenfalls lachend, „aber ich bringe das Letzte zuerst vor. Natürlich, daß du zuerst drauf siehst, wie sie zu Eltern und Geschwister steht; du bist ja selber ein gutes Kind, da brauch' ich dir nichts zu sagen. Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden. Du kennst dieses Gebot. Mit dem lange leben, ist eben nicht gemeint daß ein braves und frommes Kind siebzig Jahr alt wird; nein, wer Vater und Mutter ehrt, lebt lange, aber rückwärts. Er hat das Leben von seinen Eltern in sich, in der Erinnerung, in Gedanken, und das kann ihm nicht genommen werden und er lebt lange auf Erden, wie alt er auch sei. Und wer Vater und Mutter nicht ehrt, der ist erst heut auf die Welt gekommen und morgen nicht mehr da.“

„Jetzt noch ein paar Kleinigkeiten,“ fuhr die Mutter nach kurzem Verschmausen fort, „aber an diesen Kleinigkeiten kann man oft Großes erkennen. Merk' auf, wie sie lacht; nicht so pflatschig zum Ausschütten, und nicht so spitzig zum Schnäbelchen machen, nein, so von innen heraus, so recht aus dem Herzen muß sie lachen. Dann mußt du auch Acht darauf geben ob die Blumen ihr gedeihen; da steckt viel drinn, mehr als man glauben sollte. Merk' auch auf, ob sie beim Singen gern gleich die zweite Stimme singt; die welche gern immer den Ton angeben, das hat was zu bedeuten. Sie wollen's dann als Weiber auch thun. Und schau! Da kommen Schulkinder, die erinnern mich auch an etwas. Wenn du's erkundschaffen kannst, ob sie ihr Schreibbuch aus der Schule noch hat, das ist auch wichtig; es deutet auf Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit. Dann gib auch Acht, ob sie einen Knoten an Band oder Schnur schnell zerschneidet, bevor sie versucht hat denselben mit den Nägeln oder Zähnen oder einer Stecknadel zu lösen; da steckt auch ein Geheimniß darin, das du wohl leicht errathen kannst. Sodann mußt du auch drauf merken wie sie die Schuhe vertritt, nach innen oder außen, und ob sie dieselben verschüht und viel Schuhwerk zerreißt. — Nicht was eine mitbringt an Geld und Gut, oder was sie noch zu erben hat, ist die Hauptsache, sondern was eine braucht. Eine leichtsinnige Frau kann viel verkaufen!... Jetzt noch die beste Probe: Frage das Mädchen, das dir in die Augen gestochen,

auch nach den Armen im Dorfe, und dann geh' herum und horch die Armen aus was sie von ihr sagen. Das muß eine schlechte Bauerntochter sein, die nicht ein Armes an der Hand hat, dem sie Gutes thut. Merk' dir das, Jakob, und jetzt, lebe wohl und behüte dich Gott! Such' dir die Rechte heraus!“

Mutter und Sohn nahmen tiefbewegt Abschied von einander, und jedes ging gedankenvoll seines Wegs dahin.

Im Heimathsdorfe der Mutter angelangt, machte sich Jakob die mütterlichen Rathschläge zu Nutze beim Auffuchen seiner künftigen Hausfrau, und fand glücklich die Rechte heraus, bei der Alles fast ein Haar eintraf nach den gegebenen Merkmalen der erfahrenen Mutter. Nur der große Reichthum fehlte, welchen der Vater geträumt hatte. Doch Geld und Gut machen das Glück nicht aus in der Ehe, wohl aber gegenseitige Liebe und Achtung, frommer Sinn und stille Häuslichkeit, Fleiß und Sparsamkeit und Ordnungsliebe. Und alle diese kostbaren Güter zogen mit der jungen Frau in Jakobs Haus und Hof ein, und Eltern und Kinder und spätere Enkel lebten miteinander glücklich und zufrieden, fromm und einträchtiglich in dem von Gott gesegneten Hause.

Die Macht des Gebets.

(Mit einer Abbildung.)

Nur tiefer hinein!

Du trägst ja die Sorgen mit nichten allein.
Und wenn dir auch Menschen die Hilfe versagen,
So hört doch der Vater im Himmel dein Klagen.

Nur tiefer hinein!

Und trachte nicht selbst dir ein Nettor zu sein:
Denn was du beginnest, es wird dir zerrinnen;
Nur Glaub' und Vertrauen kann Hilfe gewinnen!

Im Anfang dieses Jahrhunderts, als das Gymnasium des durch seine Weißgerbereien bekannten Städtchens Idstein, im Nassauerland, noch in voller Blüthe stand, vertrauten die wohlhabenden Bewohner der Umgegend nah und fern ihre heranwachsenden Söhne dieser mit Recht gepriesenen höheren Schulanstalt an, woselbst die liebe Jugend an Leib und Seele und Geiß wohlversorgt war.

Dazumal aber hatte das deutsche Reich auch noch mehr Grenzen und Regierungen in seinem Innern als heutzutage, obgleich es auch jetzt noch keinen Mangel daran hat, und die frechen Räuberbanden fanden ihre Rechnung dabei, da



Die Macht des Gebets.

fe, und dann
 ab was für
 te Bäume
 er Hand der
 Jakob, und
 wet! End!

n tiefen
 ging gehau

er angie
 den Klau
 fährigen
 ichte her
 raf nach
 m Matte
 lichen der
 Hut mach
 l aber geg
 er Sinn
 arjamkeit
 Wären G
 de Hans
 d spätere
 und zufried
 von Gott

is.

ichtem alle
 die Höhe
 immel bei

n Mutter
 sich die
 ein Gills

nderter, ab
 bergabene
 im Klaffen
 traumen die
 end nach
 dieser mit
 halt an, mit
 Seite und

wische W
 rungen in
 icht es
 , und die
 chnung dab

sie gar leicht aus einem Gerichtsbezirk in den andern flüchten, und somit der Uebervachung, der Gefangennehmung und der gerechten Strafe sich entziehen konnten. Besonders die waldigen Gebirgsketten des Vogelsbergs und des Spefsart's dienten den Räubern zu sichern Schlupfwinkeln, von denen aus sie ihre Streifzüge durch das weite, reich gesegnete Land machten, und fremdes Eigenthum auf ungelegter Bank wegzkaperten.

Eben um jene Zeit kehrten zwei gute Freunde, fünfzehnjährige, hoffnungsvolle Jünglinge, aus den Pfingstferien nach Idstein zurück in's Gymnasium, zu dessen Schülern sie zählten.

Mit einer kleinen Baarschaft waren sie von ihren lieben Eltern entlassen worden, denn das Geld hatte damals noch mehr Werth als jetzt; und was Vater und Mutter diesen Beiden mitgegeben hatten, das wog just nicht schwer in Taschen und Ranzen, aber desto gewichtiger lag es in ihrem Herzen; es war der Gebetssegen frommer, im bescheidenen Mittelstande lebender Eltern.

Dieser Gebetssegen sollte nie vergessen werden beim Ausgang aus dem elterlichen Hause; denn der Herr muß allezeit unsre Stärke sein und Kraft und unsre Zuflucht in der Noth. Und die kann kommen wie ein Dieb in der Nacht und mitten auf dem Wege. Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. Wer kennt nicht diesen schönen Psalm-spruch?

Wie die beiden jungen Wanderer, unter traulichem Gespräche, zu der Stadt Gelnhausen, in der Hanauer Grafschaft hineinziehen, so sagt der Eine, Schmidt mit Namen, zu seinem treuen Kameraden Gerhold: „Geh einstweilen langsam durch die Stadt hindurch, ich habe hier noch einen Auftrag bei einem Bekannten meines Vaters auszurichten; vor dem obern Thore hole ich dich wieder ein.“

„Auf baldiges Wiedersehen!“ rief der muntere Gerhold, durchschritt Gelnhausen, zog zum Stadthor hinaus und blieb dort stehen eine geraume Weile; doch sein Freund Schmidt wollte noch immer nicht kommen.

Das schöne Kinzigthal lag im hellsten Sonnenschein; rechts zogen sich die Rebentügel hin, und links der grüne Wiesengrund; die Lerchen schmetterten ihr Jubellied hoch in der Sommerluft, und das Herz des gemüthreichen Jünglings verlor sich in lieblichen Jugendträumen. Willenlos war er auf der Landstraße weiter geschritten; die Gegend wurde immer schöner; er blickte

hinauf zu der Bergkirche, die zur Seite sich erhebt, und dann wieder hinüber zum waldbedeckten Spefsart, der hier in's Kinzigthal sich hinabsenkt. Gerhold war ganz vertieft und verloren im Anschauen dieser herrlichen, wunderschönen Landschaft.

Da, mit einem Male, brechen drei mit dicken Knütteln bewehrte, wild aussehende Kerls aus dem nahen Dickicht, stürzen sich auf den erschrockenen Jungen, ergreifen ihn und schleppen ihre Beute schnellen Laufes bergan in den Wald, ohne nur ein Wort zu reden. Und dieser freche Ueberfall konnte verübt werden, ungesehen, am hellen Tage, auf offener Heerstraße!

Droben im dunkeln Walde durchsuchen die Räuber des unglücklichen, verlassenen Gerholds Kleidung und Ränzchen, nehmen ihm sein wenig Geld, das treue und fleißige Eltern für den abziehenden Schüler erspart und zurückgelegt hatten, ziehen ihn sodann bis auf's Hemd aus und binden ihn an einen Baum, und zwar mit einem Strick um den Hals. Jetzt eilen die Böfewichter tiefer in den Wald hinein, und es wurde ringsum still auf einige Augenblicke. Plötzlich aber erscheinen sie wieder, und Einer, der Wildeste aus der Rotte, springt mit einem Beile auf den Gefangenen zu, mit dem drohenden Rufe: „Dursche, du mußt sterben, sonst verräthst du uns!“

Weinend bittet der junge Gerhold um sein Leben, aber die Unmenschen achten seines Jammerns nicht; doch bewilligen sie dem Flehenden so viel Zeit, daß er durch Gebet zum Tode sich vorbereiten könne.

Und der fromme Jüngling betet. Was er eigentlich gesprochen hat zu dieser schrecklichen Stunde, das hat er nie sagen können; nur dessen hat er sich erinnert, es sei ihm gewesen, als hätte der Himmel seinem Blicke sich aufgethan, und als hätte er den Erlöser geschaut zur Rechten Gottes auf dem ewigen Gnadenthron. Und als er sein Gebet gesprochen und sein seliges Entzücken ihn wieder verlassen, da hatte er sich bereit erklärt zum Sterben; aber die drei Räuber wären vor ihm gestanden und hätten ihm starr in die Augen gesehen, und Einer habe dem Andern das Beil gereicht und Keiner den Todesstreich führen wollen. Endlich habe Einer das Beil ergriffen, und einen Hieb mit der Schärfe nach seinem Hinterkopfe gethan. Doch, statt einer Wunde, habe er sich augenblicklich frei gefühlt, denn der Räuber hatte bloß den Strick am Halse durchgehauen, und wie auf Engelsflügeln getragen sei er aus dem Walde, den Berg

hinab, auf die Landstraße gekommen, er wußte selbst nicht wie!

Alles dächte dem geretteten Gerhold wie ein Traum, und es bewährten sich an ihm die Worte der Schrift: „Er breitete seine Fittige aus und nahm ihn und trug ihn auf seinen Flügeln.“

Mitleidige Wanderer fanden den beraubten Knaben auf der Heerstraße; sie bekleideten ihn nothdürftig, reichten ihm stärkende Nahrung und brachten ihn nach Gelnhausen und von dort zu seinen Eltern zurück. Tiefgriffen wanderte sein Freund Schmidt vorläufig allein dem Idsteiner Gymnasium zu.

Mehrere Jahre waren verstrichen; aus Gerhold, dem fleißigen Schüler des Gymnasiums, ward ein Student der Forstwissenschaft und endlich ein Forstscandidat, dem ein gutes und ehrenvolles Amt im Forstwesen nicht fehlen konnte. Die Erinnerung an jene schreckensreiche Stunde im Wald fing an durch heitere Bilder überwachsen zu werden; nur ihr tiefer Seeleneindruck war geblieben, und der gab dem ganzen Wesen des jungen Mannes ein ernstes Gepräge.

Da kam eines Tages von dem Criminalgericht zu Wiesbaden, der Hauptstadt des Nassauerlands, ein Schreiben an das Amt zu Gelnhausen, in welchem gemeldet wurde, daß im Gefängniß zu Wiesbaden ein Räuber sich befinde, über den das Todesurtheil gesprochen worden; aber der Missethäter glaube nicht sterben zu können, bis er erfahren, ob der Ruabe, dessen Leben er vor Jahren in der Nähe von Gelnhausen bedroht, noch auf der Welt sei; das herzliche, fromme Gebet und der verklärte Blick des jungen Schlachtopfers habe ihn so gewaltig ergriffen, daß er seitdem keine Ruhe mehr gefunden. Wenn dieser, von ihm und zweien seiner Spießgesellen Beraubte noch lebe, so bitte er ihn um Gottes Barmherzigkeit willen, er möge ihm vergeben, und vergeffen was er Uebels an ihm gethan.

Das Gelnhauser Amt sandte diesen Brief an Gerhold, von dem es zur Zeit natürlich bekannt geworden, daß er in die Hände der Straßenräuber gefallen, und tief erschüttert und bewegt von der Gnade Gottes an dem Herzen des Sünders, machte sich der junge Mann ungesäumt auf den Weg nach Wiesbaden.

Dort fand ein ergreifendes Wiedersehen zwischen Beiden statt; der zum Tode verurtheilte Verbrecher legte vor dem ernstlichen Gerhold, gleichsam wie vor einem Seelsorger, ein offenes und volles Geständniß seiner Uebelthaten ab, und ging dann getroßt, auf Gottes grenzenlose Barm-

herzigkeit vertrauend, den schweren Todesgang zur Richtstätte.

Und das Alles waren die Wirkungen und Folgen eines aus kindlich-glaubigem Herzen aufgestiegenen Gebets!

Gib, Gott, mir deinen Geist zum Beten,
Zum Beten ohne Unterlaß,
Getroßt im Glauben hinzutreten,
Wenn ich dein Wort mit Freuden fass',
Und auch im Glauben hinzufreten,
Wenn Furcht und Jammer mich umziehn.

Lasset die Vögel in Frieden!

Gegen das Ende des Jahres 1860, als der Kalender für 1861 bereits fix und fertig im lieben Vaterlande herumwanderte, kam dem Boten ein französischer Aufsatz zu Gesichte, bei dessen Durchlesung er gleich Lust empfand zum Uebersetzen, in der festen Meinung, einem großen Theile seiner geneigten Leser auf dem Lande damit eine lehrreiche und nützliche Unterhaltung im Kalender für 1862 zu bieten. Immer und immer nur Schnacken und Schnurren und Geschichten austischen, das hieß den schönsten und besten Zweck des Kalenders aus den Augen verlieren, und des Boten gewissenhaftes Streben soll besonders darauf ausgehen, so viel an ihm liegt, Nutzen zu stiften. Wohlgemuth macht er sich daher an die Uebersetzung, und hofft, seine lieben Leser werden den guten Willen für's Werk nehmen und zufrieden seyn mit seiner nachfolgenden Arbeit.

Seit lange schon hat man im Ackerbau gar bedeutende Verbesserungen und Fortschritte gemacht. Merkwürdige, bewundernswerthe Maschinen wurden erfunden, die fast allein, ohne Menschenhand, wirken und schaffen: da gibt's mechanische Pflüge, Säemaschinen, Eggen und Schneidemaschinen aller Art; man mag aber noch so sehr nachgrübeln und sich den Kopf zerbrechen, um dem Ackerbau durch neuerfundene Werkzeuge zu Hülfe zu kommen, so bestehet doch deswegen nichtsdestoweniger eine verderbliche Landplage, gegen welche alle Erfindungen nichts vermögen, sie heißen wie sie wollen.

Nun denn, was ist dieß für eine Landplage? Ist es der Hagel? Unhaltende Dürre, oder aufergewöhnliche Kälte? Bis auf einen gewissen Grad ist es möglich, der Trockenheit und Hitze durch Begießen zu steuern, und dem Frost, durch Bedeckung allzuzarter Pflanzen mit Strohflechten; wie soll man es aber anfangen um sie vor dem zernagenden Zahn eines der Hand und dem

menschlichen Auge sich entziehenden Feindes zu schützen? Kurzum, heraus damit, wie soll man sie vor den Insekten bewahren? Wie läßt sich ein zahlloser Heerschwarm unsichtbarer Mücklein bekämpfen, welche gierig die jungen Obstbäumchen anfallen; wie die hungrigen Schaaren von Raupen oder Heuschrecken, welche, um desto besser den spähenden Blick des Menschen irre zu führen, die nämliche Leibfarbe zur Schau tragen wie die Pflanzen, nach denen es ihnen gelüftet?

Mehrere Jahre lang gaben die Apfelbäume bloß verkümmerte, verkrüppelte und verschrunppte Früchte, ohne Saft und Kraft; anderwärts wurden die verschiedenen Gemüse- und Küchenpflanzen ein Raub der Erdsflöhe, der Schnecken und der gelben Schmetterlings-Larven; im Jahr 1859 hauste ein kleiner, aber sehr gefräßiger Wurm, gar verderblich mit dem Steinobst, also daß dessen Ernte höchst spärlich für die Menschen ausgefallen.

Kommen solche Verwüstungen unter die mannigfaltigen Früchte der Erde, dann schreiben die gelehrten Leute wissenschaftliche Abhandlungen darüber; der Gärtner und der Landbauer verzweifeln und wissen keinen Rath; Jedermanniglich sinnt auf Mittel und Wege zur Abhülfe und kann doch die rechten nicht finden.

Und trotzdem ist das Hülfsmittel leicht und ganz natürlich; es erfordert nicht das geringste Opfer ... es handelt sich nur darum, die Vögel zu verschonen und diese flinken, gefiederten Thierlein ruhig das Geschäft und Gewerk treiben zu lassen, wozu der allweise Schöpfer aller Dinge von Anfang her sie bestimmt hat. Ja, wahrhaftig, liebe Leute, der Vogel ist der einzige Feind, der wirksam gegen die Insekten zu Felde zieht; ihm allein gilt derlei Fleisch als köstlicher Leckerbissen; er schnappt die Insekten im Fluge weg, oder pickt sie aus den Furchen heraus. Der Vogel hat von der Vorsehung die besondere Weisung erhalten, die Pflanzen und Früchte zu beschützen; ihm wurden die zu diesem Zweck erforderlichen Organe und Waffen ertheilt, nämlich, ein kernhafter Magen, rasche Flügel, um die Mücken im Flug zu ereilen, ein scharfer und spitzer Schnabel, um die Larven und Insekteneier unter der Rinde der Bäume zu zerstören. Mit Einem Wort, der Vogel ist unser bester und wachsamster Wamwurt.

Freilich, der vom Gemeinderath ernannte Flurschütze, wenn er sein Amt pflichtgetreu verwaltet, kann wohl einen armen Reisenden oder lüsterne Jungen verhindern, auf fremdem Eigenthum einen Apfel, eine Birne oder eine Traube

wegzuführen, was den Eigenthümer eben nicht ärmer macht; allein wird dieser ehrenwerthe Municipalbeamte, trotz seiner Metallplatte und seines Säbels, jemals den Insekten Furcht einjagen, die den Früchten doch weit gefährlicher sind, und gegen die weder Zaun noch Mauer schützt?

Um sich einen Begriff zu machen von dem Nutzen der Vögel für Feld- und Gartenbau, darf man nur bedenken, daß die muntere Grasmücke täglich zweihundert Insekten verschlingt. Zwanzig Stubenfliegen zu verzehren, das ist ihr eine Kleinigkeit, und nach Verlauf einer halben Stunde kann sie schon wieder ihre Mahlzeit beginnen. Sie ist übrigens nicht verschleckt, und nimmt mit Schnacken und Mücken aller Art vorlieb; daß sie sich nicht an die großen, gutgepanzerten Hartflügler wagt, kommt daher, weil ihre Angriffswaffen nicht ihrem Muth und ihrer Gefräßigkeit entsprechen.

Vergleicht man jedoch den gesunden Appetit der Grasmücken mit dem der Schwalben, so ist er nur eine Kleinigkeit. Das Schwalbenmännlein bringt seinen ganzen Tag in den Lüften zu, ohne einen Augenblick zu ruhen; bis zum späten Abend verfolgt und verschlingt es seine Beute, und vernichtet leicht zehnmal mehr Fliegen und Mücklein als die Grasmücke, besonders wenn in seinem Neste die Jungen nach Futter schreien. Die Schwalben machen sogar auf Wespen und Hornisse Jagd, auf dieses mit giftigem Stachel bewehrte Raubgesindel.

Wenn der Thau oder die Morgenkühle die Insekten vom Ausflug zurückhält, und sie an den Häusermauern sitzen bleiben, dann nimmt die kluge Schwalbe zur List ihre Zuflucht, um sie zu erhaschen; mittelst der kleinen Näckchen an ihren Klauen, klammert sie sich an Kalk und Steinen an, und überfällt die faulen Leutchen in ihrer Morgenruhe. Tausendweise verschwinden die Mücken auf diese listige Art.

Sogar diejenigen Vögel, welche bestimmt scheinen sich einzig und allein von Körnern zu nähren, verschmähen die Insekten nicht. Die Finken, die Stieglitze, die Goldammer, die Fetzammer oder Artolane, und die von den undankbaren Menschen so arg verleumderten Späzen verzichten gern auf Korn und Frucht, sobald ihnen ein Schmetterling in den Wurf kommt. Mit ihrem scharfen, spitzen und harten Schnabel, der ihnen als Art und Keil und Säge dient, greifen diese Vögel nicht nur die Raupen an, sondern auch die furchtbarsten Hartflügler. Trotz seines schwarzen Schilds und seines brau-

nen Panz
gegen sie v
Insekt lei
das Meiste
kurzen Zeit
in der Ab
einem grün
um sein N
mächtig u
lichen Frühl
Maitafes
ihm frühge
auf, kommt
und schlach
zieht, zur
reiner.

Wie viele
dieser muth
men schon
leisen Leum
Lehn. Der
hin und wie
angezogen
durch jede
anzuschließ
ig Lehren g
Frage gelie
unschuldigen
in einem Jah
Ester! Wie
bernehmen u
wöhrt sich n
Insekten ho
das Getreid
findet; er m
kalt gelegte
verdauen; z
Acker? Wie
die sind all
Vogel sich
Der Wald
daß die S
gehen, un
den Däbe
nur die
Neth un
Nekenne
Welch
nicht scho
und religi
nicht scho
Stille wir
kältschen
traurig se

nen Panzerhemds kann sich der Maikäfer nicht gegen sie vertheidigen. Wie allbekannt, ist dieses Insekt kein Freund von großer Hitze und liebt das Reisen in der Dämmerung. Nach einem kurzen Spaziergang, oder vielmehr Spazierflug, in der Abendkühle, setzt sich der Maikäfer auf einem grünen und blühenden Kirschbaume fest, um sein Nachtessen zu sich zu nehmen, und gemächlich und ungestört zu schlafen bis zum lieblichen Frühlingsmorgen. Der Sperling, der des Maikäfers faule Gewohnheit genau kennt, sucht ihn frühzeitig in seinem grünen Schlafgenach auf, kommt ihm auf den Pelz ohne anzuklopfen, und schlachtet und verzehrt ihn ohne Warmherzigkeit, zur Strafe für seine Faulheit und Vielfresserei.

Wie viele Kirschen, Aepfel und Birnen hat dieser mutthige Spatz nicht den Baumeigenthümern schon erhalten! Und doch entgeht er dem bösen Leumund nicht, denn Undank ist der Welt Lohn. Der Landmann zählt wohl die einzelnen, hin und wieder von einem hungrigen Sperling ausgepickten Lehren, bedenkt aber nicht, daß durch jede Heuschrecke, welcher er den Bauch aufgeschlitzt, der Sperling ihm wenigstens vierzig Lehren gerettet hat, die der Heuschrecke zum Fraße gebient hätten. Es gibt Leute, die den unschuldigen Spatz anklagen, zwei Sester Frucht in einem Jahre gestohlen zu haben. Wie, zwei Sester! Aber wo in aller Welt sollte er sie denn hernehmen und wann sie fressen? Der Sperling nährt sich nur dann von Körnern, wenn er keine Insekten haben kann, und greift im Sommer das Getreide nicht an, weil er Insekten genug findet; er müßte daher zur Winterzeit die ihm zur Last gelegten zwei Sester Frucht verspeisen und verdauen; aber wo sie dann hernehmen? Vom Acker? Nein; von den Speichern? Nein, denn die sind allzuwohl verschlossen, um daß ein armer Vogel sich daselbst seine Mahlzeit holen könnte. Der Wahrheit zur Ehre müssen wir bemerken, daß die Spatzen oft beim Schneewetter zu Grunde gehen, und Federmann weiß, daß solches nicht den Dieben und Räubern von Profession geschieht; nur die ehrlichen Leute ziehen vor, eher aus Noth und Mangel zu sterben, als sich an ihrer Nebenmenschen Eigenthum zu vergeifen.

Welche Verwüstungen haben die Raupen nicht schon angestellt, und welche Vorkehrungen und polizeiliche Maßregeln haben die Menschen nicht schon nutzlos gegen sie getroffen! In aller Stille wird der Bäume grünes Laub von dem häßlichen Ungeziefer abgefressen, und kahl und traurig stehen sie da, und klagen den kurzschtri-

gen Menschen an, der die natürlichsten Feinde der Raupen in seinem blinden Wahne verfolgt. Lasset die Vögel in Freiheit ihres Lebens sich freuen, und gewiß, es wird besser kommen; lasset die Emmerlinge, die Amseln, die Krammetsvögel, in Ruhe und Frieden das vom allgütigen Schöpfer ihnen aufgetragene Geschäft betreiben, und es wird euern Feldern und Gärten zum Nutzen gereichen.

Ich habe einen wackern Gärtner gekannt, der, während sechs voller Jahre, keinen Kohl, keinen Salatfamen davonbringen konnte. Der Mann führte mich einst in seinen Garten und zeigte mir seufzend die zernagten Nothblümchen seines Endiviansalats. Er schob die Schuld dieser Verwüstung auf die Vögel, und hatte, um sie zu züchtigen, im ganzen Umkreis Schlingen und Netze gestellt, in denen er tagtäglich an zwanzig arme und unschuldige Vögelein fing, die sodann unbarmerzig gemordet wurden. Doch trotz dieser Netzelei nahmen die Verheerungen kein Ende. Ich hat den betrübten Gärtner, seinen Salat recht genau zu mustern; er that's, und es währte nicht lange, so fand er fast auf jeglichem Samenblümchen eine Raupe, deren grünes Kleid mit der Farbe der Pflanze sich verschmolz und die sich in völliger Sicherheit mästete, da der Gärtner selbst ihre Feinde, die Vögel, vernichtete. Dem guten Mann ging nun ein Licht auf wie eine Fackel; er sah seinen Irrthum ein und nahm alle Schlingen und Netze weg. Am andern Tage sah er mit Freuden, daß ein fröhlicher Schwarm von Grasmücken, Finken und Spatzen auf seinen Geländen die Kunde machte, und nach Herzenslust die grünen Raupen zusammenpickte. Statt nun hinsüro diese kecken Flügeladjutanten zu morden, erlaubte er ihnen in seinem Garten täglich auf die Wache zu ziehen, und von dieser Zeit an fehlte es ihm nicht mehr an Kohl und an Salatfamen.

Wir kämen an kein Ende, wenn wir von allen Vögeln sprechen wollten, welche die gütige Vorsehung zum Schutz und zur Erhaltung der Früchte der Erde beordert; sogar diejenigen welche zu diesem Amt am wenigsten geeignet scheinen, leisten dem Menschen wesentliche Dienste. Die Krähen oder Krappen sind gewiß keine liebenswürdige Vögel; ihr Federkleid ist nicht bunt und glänzend und ihr Gesang nicht angenehm. Doch dieß wären ihre geringsten Fehler; allein sie haben den Mord vieler Unschuldigen auf dem Gewissen, sie machen Jagd auf Grasmücken und Nachtigallen, Rothkehlchen und Feldhühner und junge Kaninchen. Nichts-

destoweniger sind sie dem Ackerbau gewisser Gegenden von einträglichem Nutzen, durch das Verzehren der Maikäfer und der Hornschrüter. Durchziehet einmal die Felder zur Zeit der Saat, und ihr werdet hinter dem Pfluge gravitatisch die Krähen einerschreiten sehen, die Schollen durchstößend und die weißen Engerlinge wegknappend. Um diese Zeit legt die wilde Krähe ihr leutscheues Wesen ab und folgt ganz zahm und gemäß den Schritten des Pflügers, der, wenn er gescheit ist, sich wohl hütet den schwarzen Vogel zu verzagen, weil er weiß, daß der Tod der Engerlinge zahlreichere Garben verschafft.

Was sollen wir von den Raubvögeln sagen? Nicht von den ganz großen, denn dieß sind berühmte Diebe und Mörder. Es gibt deren aber kleinere, die weniger böse Gewohnheiten haben: Der Kreuzvogel oder Weinbrecher, die Eule, der Schmelz oder Lerchenfalk, sind nicht eigentliche Räuber, und ihr gewöhnliches Futter besteht in Feldmäusen, Gewürm und Schröttern, und doch setzt mancher Landmann seine Ehre darein, sie zu fangen und an das Scheunenthor zu nageln, in der Meinung ihre Kameraden dadurch abzuschrecken, gerade so wie man vor Zeiten die Verbrecher, zum warnenden Exempel, an den Landstraßen aufknüpfte. Was hat all dieser unsinnige Feldzug gegen die Raubvögel und andere bezweckt? Nichts, als daß Ungeziefer und Mäuse sich in so schrecklichem Grade vermehrten, und man auf allerlei Mittel sinnen muß um sie heute zu vertreiben, ja sogar einen Sou verspricht für den Kopf einer Feldmaus und einen Scheffel voll Maikäfer mit Geld bezahlt. Wäre man nicht so unbarmherzig mit den Raubvögeln umgegangen, dann hätte man Geld und Mühe sparen können: der Husaar, die Eulen und die Falken ziehen gewillig in den Krieg gegen die Mäuseheere, schirmen dadurch die Ernte vor ihrem zernagenden Zahn, und fordern nicht einmal ein Trinkgeld dafür.

Die alten Bewohner Egyptenlands verehrten den Ibis, oder Nilreißer, als einen geheiligten Vogel, weil er die Eier des mörderischen Krokodils zerstört. Das war eine schöne, der Nachahmung würdige Dankbarkeit! Wie befolgen wir der Egypter Beispiel? Wir vertreiben und morden unsre Vögel, oder halten sie in Käfigen gefangen, damit sie ja das Amt nicht ungestört treiben können, wozu der liebe und allweise Schöpfer des Weltalls sie bestimmt hat. Ohne gerührt zu werden von der Armuth, der Artigkeit und dem melodischen Gesang unserer, so zu sagen, europäischen Ibisse mancher Art und Gat-

tung, erwürgen wir sie ganz unbarmherzig zum Lohn für ihre geleisteten Dienste. Die mutwilligen Buben stehlen der lieblichen Graßmücke die Eier und Zungen weg; die Ermachsenen verzagen und verfolgen die frommen Schwalben, die zu unsrer Väter Zeit immer geehrt und geachtet gewesen; was Wunder alsdann, wenn die Bäume vom Ungeziefer abgeweidet, die Kartoffeln und sonstige Gewächse von den Insektenlarven zernagt werden, und daß dadurch nicht selten Mangel und Hungerstoth sogar in den sonst ergiebigsten Gegenden ihren traurigen Einzug halten!

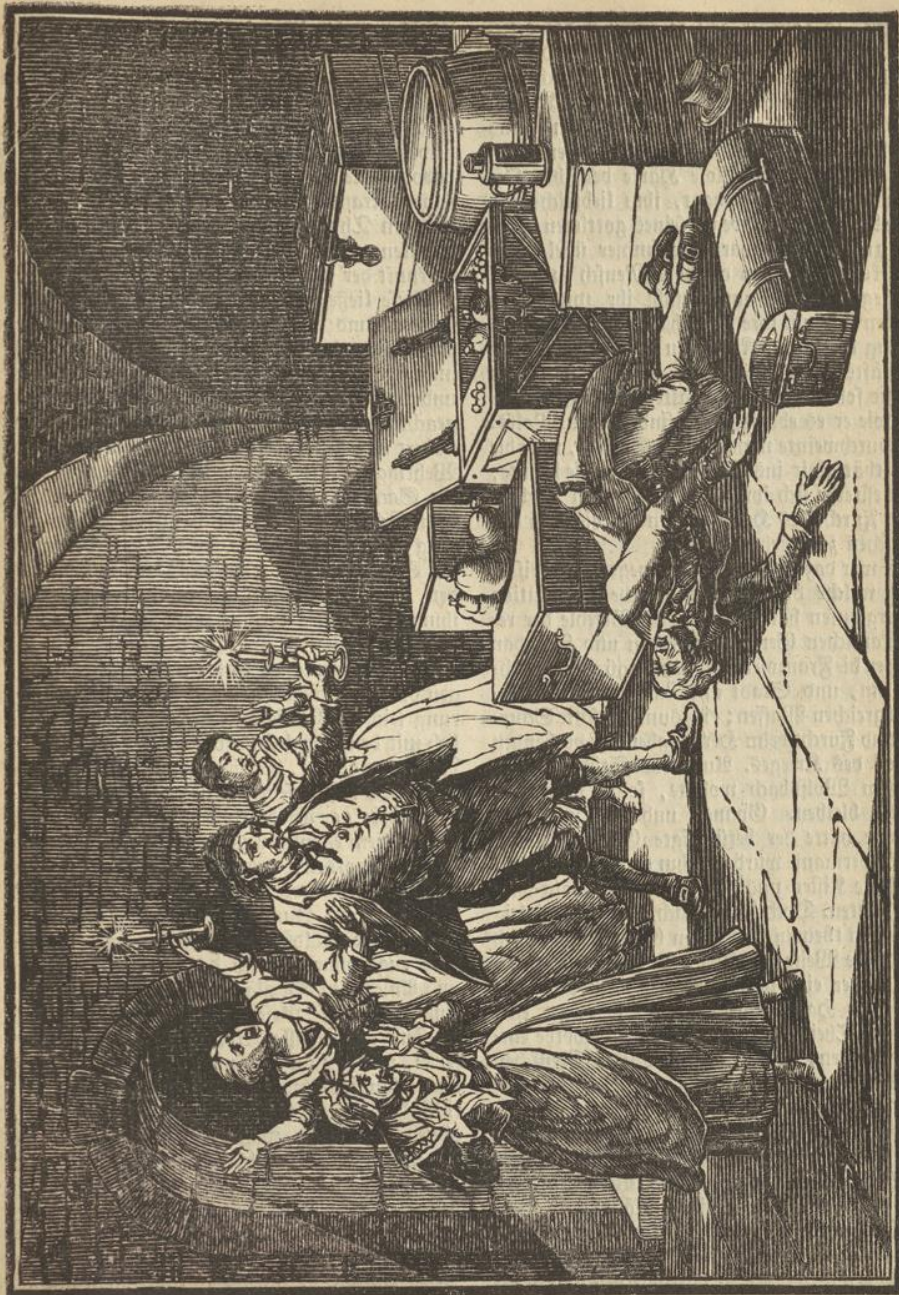
Wir müssen aufrichtig bekennen, dieß sind die gerechten Strafen und Züchtigungen unserer Schuld! Mögen wir doch endlich klar und deutlich einsehen, daß, wenn wir fortfahren die so nützlichen Vögel zu verzagen, zu tödten und auch zu essen, die immer mehr überhand nehmenden Insekten uns einmal selbst auffressen werden, und das von Rechts wegen!

Zum Schluß nochmals die Warnung und Bitte, welche diesem Aufsatz zu Gunsten der harmlosen, bekümmerten Bewohner der Lüfte als Titel dient: Lasset die Vögel in Frieden!

Das heimliche Gewölbe.

(Mit einer Abbildung.)

Unweit Würzburg, im Beyerland, lebte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Krämer Wolfsbach, bei dem der Bibelspruch: der Geiz ist die Wurzel alles Uebels, so recht seine Anwendung fand und seine ewige Wahrheit bestätigte. In dem ganzen gewerkfamen Landstädtchen, in welchem Wolfsbach seinen Handel trieb, war er als gemeiner Filz und schmutziger Geizhals bekannt, dem es gleichviel war, auf welche Art und Weise und durch welche Mittel und Kniffe sein Vermögen sich vermehrte. Er erlaubte sich jeglichen Betrug, zeigte sich bereit und willfährig zum Kreditmachen, wog aber und maß sodann seine Waaren fast um die Hälfte zu wenig, trotz der Mittelmaßigkeit derselben, und trieb später, nach Verlaufs des Termins, mit der unbarmherzigsten Strenge die Schuld ein. Armen Tagelöhnern, deren Verdienst nur von einem Tag zum andern ausreichte, ließ der Wucherer einen, zwei bis drei Gulden zu sechs Prozent, zog aber die Zinsen gleich ab, und nöthigte noch obendrein den bedrängten Lehner für einen Theil des vorzuschiefenden Geldes schlechte Waaren von ihm zu



Das heimliche Gewölbe.

nehmen, so daß der geizige Schurke das geliebene Kapitalchen eigentlich fast ganz in Händen behielt, und es gleichwohl mit unmenfchlicher Härte nochmals eintrieb von den armen Leuten.

Wolfsbachs Gattin war eine fromme und chriftliche Frau, die fich ſchmerzlich über feinen Geiz und feine gefühllofe Härte betrübte. Oft ſchon hatte ſie es gewagt, ihm liebevolle und ernſte Vorſtellungen wegen ſeines gottloſen Treibens zu machen, war aber immer übel dabei weggekommen, denn der böſe Menſch fuhr zornig gegen ſie auf und beſah ihr mit harten Worten ſich um ihre Haushaltung und die Erziehung der beiden Kinder zu bekümmern; ſeine Geſchäftſachen, meinte er, verſtehe ſie nicht, und ſie ſollte daher ihn ſchalten und walten laſſen, wie er es eben für gut finde. Frau Wolfsbach durchweinte manche ſille Stunde, übte die Wohlthätigkeit ins Geheim ſo gut ſie konnte, und beſtrebte ſich ihre heranwachſenden Töchter in der Furcht des Herrn und in der Liebe zu den Menſchen zu erziehen.

Es war dazumal eine gar bewegte, kriegeriſche Zeit, welche die erſte franzöſiſche Revolution hervorgerufen hatte. Unter dem Befehle der republikaniſchen Generale Moreau und Jourdan drangen die Franzoſen, im Jahr 1796, in Deutſchland ein, und Stadt und Land erbebte vor ihren ſiegreichen Waffen; ringsum herrſchte Schrecken und Furcht beim Herannahen der drohenden Greuel des Krieges. Auch das Städtchen, in welchem Wolfsbach wohnte, ſollte nicht verſchont bleiben. Gönner und theilnehmende Freunde hatte der berühmte Geizhals nicht, und Jedermann würde es ihm gewünscht haben, daß ſeine Riſten und Käſten gebrandschatzt werden könnten. Doch Wolfsbach, dem's gewaltig für ſeinen theuern Mammon bangte, wußte ſich auf liſtige Weiſe zu helfen. Vor mehreren Jahren, als er eine höchſt dringende Ausbesserung an ſeinem Haus unternommen, war, am entlegenſten Theile deſſelben, ein Kellergewölbe entdeckt worden, von dem nur wenige Menſchen etwas erfuhren, und an das nun Niemand mehr dachte. Auch war der Eingang zu dieſem Gewölbe damals gleich vermauert worden. Der vergebene und verſchollene Keller ſollte Wolfsbachs Reichthümern zum ſichern Verſteck dienen. Mit etwas Geld und vielen glänzenden Verſprechungen bewog er einen armen Schloſſer, in aller Eile und bei nächſtlicher Stille die eine Wand des Gewölbes zu durchbrechen und in der gemachten Deſſnung eine wohlverwahrte Thür anzubringen. Deſſnung und Thür wurden im

Laufe weniger Nächte fertig, und bevor noch der Feind ins Städtchen drang, hatte Wolfsbach den geheimen Schlupfwinkel mit all ſeinen beſten Waaren und all ſeinem Geldvorrath angefüllt, und ſich dabei ſo ſchlau zu benehmen gewußt, daß ſeine Frau nicht einmal Kenntniß davon hatte, wo der Mammon verſteckt ſey. In ſeinem Kramladen behielt er, liſtiger Weiſe, den kleinſten Theil der gangbaren und geſuchteſten Waaren zurück, und erwartete nun ruhig die Ankunft der feindlichen Krieger.

Dieſe ließen nicht allzulange mehr auf ſich warten, und das Kriegsrecht wurde im ganzen Städtchen ohne Schonung ausgeübt. Da greift man leider nicht mit ſeidenen Handſchuhen zu, und das fremde Eigenthum wird nicht groß geachtet! Auch Wolfsbachs Haus wurde durchſübert und geplündert, und das Zammern und Wehklagen ſeiner Bewohner änderte nichts an der Sache. Der ſchlaue Geizhals geberdete ſich zum Erbarmen, ſtellte ſich an die Thür und rang verzweifeln die Hände. Doch Niemand im Städtchen konnte Mitleid für ihn empfinden, obgleich er lautſchreiend betheuerte, daß ihm Alles, Alles geraubt worden. Im Grunde genommen, hatte Wolfsbach aber verhältnißmäßig am wenigſten verloren, und zudem trugen die feindlichen Soldaten noch zur Vermehrung ſeines Wohlſtandes bei. Er knüpfte nämlich mit den Durchziehenden einen einträglichen Tauschhandel an, der ihm großen Gewinn abwarf, alſo daß er ſeinen Dukatenhaufen im Kellergewölbe gar beträchtlich vergrößern konnte.

Nachdem es wieder ruhiger und friedlicher im Lande geworden, vermochte der Geizhals ein Waarenlager herzuſtellen, das ſein früheres weit übertraf. Auch der heimliche, ihm allein zugängliche Goldſchatz im Keller hatte bedeutend zugenommen, und das Betafſten, Zählen und Anſchauen des glänzenden Geldes war ihm eine höchſt ſüße Beſchäftigung, deren er ſich meiſtens in der ſillen Abenddämmerung, ungeſehen, unbelauſcht und ungeſört erfreute. Das war dann jedesmal eine rechte Gelbſchau, ein köſtlicher Genuß für den herzloſen, den Goldgötzen anbetenden Mann, deſſen arme Seele keinem anderen Gefühl offen ſtand. Geld und immer nur mehr Geld! dieſer glühende Wuſch beherrſchte ihn ganz und gar. Wie erbärmlich und arm iſt doch ein ſolcher Menſch, trotz ſeines unermeflichen Reichthums! Statt ihn ob ſeines vielen Geldes zu beneiden, fühlt man ſich gedrungen, ihn von Herzen wegen ſeiner ſchmachlichen Verblendung zu bemitleiden.

Wolfsbach hatte eine Gewohnheit angenommen, die bei einem Geizhals auffallend hätte scheinen können, wenn man deren wahren Grund nicht eben in seiner Habsucht gefunden hätte: er besuchte nämlich regelmäßig vor dem Nachtessen das Wirthshaus; der Wein und das Verlangen nach geselliger Unterhaltung lockten ihn freilich nicht hin, sondern die Hoffnung, dort Neuigkeiten und Handelsnachrichten zu erfahren, aus denen er Nutzen zu ziehen hoffte für sein eigenes Geschäft. Diese erfreuliche Aussicht bewog ihn, den filzigen Knicker, das Geld an ein Schöpplein zu wenden.

So wanderte Wolfsbach an einem Novembertag gewohnter Weise dem Wirthshause zu, mit seiner Handlaterne versehen, als ihm unterwegs plötzlich einfiel, daß er einige schön geränderte, blanke Dukaten, für den geheimen Schatz im Kellergewölbe bestimmt, noch in der Tasche habe. In die Schenke will er das seltene Gold nicht mitnehmen; er kehrt sofort stracks um, schleicht unbemerkt zur Hinterthür seines Hauses hinein und eben so unbemerkt in den versteckten Keller, zu dem er den Schlüssel immer bei sich trug, öffnete die sichere Thür in zitternder, gieriger Hast, und befindet sich nun inmitten seines Reichthums, den er mit schwelgendem Entzücken beim matten Schein der kleinen Laterne beschaut. Was weiter vorgefallen, das weiß nur der allwissende Gott allein, vor dessen Auge nichts verborgen bleibt.

Wir versehen uns nun in Gedanken in die Wohnstube der Familie Wolfsbach. Mutter und Töchter sind mit weiblichen Arbeiten beschäftigt in der gemüthlichen Abendstunde. Die Zeit zum Nachtessen naht heran, und da der Vater sehr genau und pünktlich ist, so wird er jetzt gleich nach Hause zurückkommen. Der Tisch wird gedeckt und das bescheidene Mahl aufgetragen. Wer aber nicht erscheint zur gewohnten Stunde, das ist Wolfsbach. Eine Viertelstunde um die andere vergeht in banger Erwartung, und die Sorgen und die Unruhe wachsen mit jedem Augenblick. Frau Wolfsbach schickt die Magd, damit sie im Wirthshaus nach dem Herrn frage, allein bald kehrt sie mit der traurigen Meldung heim, daß Niemand ihn heute dort gesehen habe.

Das war eine niederschmetternde Nachricht für Mutter und Töchter! Einigermassen noch beruhigte sie der Gedanke, daß der stets so geheimnißvolle und verschlossene Mann den plötzlichen Einfall möge bekommen haben, ohne nur ein Wort zu sagen, eine vortheilhafte Geschäfts-

reise zu machen, von welcher kein Mensch etwas wissen sollte.

Unter Zagen und Hoffen und ängstlichen Träumen verging die lange Winternacht. Der Morgen brach an, der Abend kehrte wieder, aber kein Wolfsbach erschien. Den schwachen Hoffnungsstrahl einer vermutheten schnellen Geschäftsreise mußte man aufgeben, weil, bei sorgfältiger Ueberlegung, der Umstand bedenklich auffallen mußte, daß, wenn der Vermißte seine Reise bei Nacht angetreten hätte in dieser rauhen Winterzeit, sein Mantel und seine Pelzhandschuhe gewiß nicht würden vergessen worden sein, die an ihrem gewöhnlichen Platz sich befanden.

Mehrere Tage verstrichen unter Sorgen und Weinen, und immer höher stiegen Angst und Furcht in der verzweifelnden Familie des geizigen Krämers. Frau Wolfsbach sandte Boten zu allen auswärtigen Handelsfreunden, aber von überall her kam die schreckliche Meldung, man habe den Vermißten nirgends gesehen. So ging, unter den fürchterlichsten Besorgnissen, der neunte Tag zu Ende, und die tiefbekümmerte Gattin entschließt sich, zum letzten Hoffungsanker zu greifen, nämlich durch die Zeitungen das Abhandenkommen ihres Mannes bekannt zu machen und dringend um Nachrichten von ihm zu bitten.

Am Abend des zehnten Tags erscheint ein Schlosser im Kramladen, und verlangt mit sichtbarer Unruhe Frau Wolfsbach allein zu sprechen. Todtenblaß wankt sie mit dem geheimnißvollen Mann in ein Nebensübchen und fragt nach seinem Begehre.

„Diesen Nachmittag hab' ich von ungefähr, was mir sehr selten geschieht, die Zeitung in die Hand bekommen, werthe Frau,“ sagte der Schlosser in mitleidigem Tone, „und darin Ihre Anzeige gelesen; da hat es mich plötzlich wie eisiges Grausen durchlaufen, daß ein großes Unglück könnte vorgefallen sein, und daß meine Pflicht mir gebiete, das Geheimniß Ihnen zu offenbaren, welches schwer auf meiner Seele lastet!“

Und der Mann erzählte nun, daß er, zur Zeit als die Franzosen in's Land hereinbrachen, an einem heimlichen Ortswalde des Hinterhauses Thür und Schloß habe anbringen müssen, auf Wolfsbach's Befehl; daß er durch einen schweren Eid sich verbindlich gemacht keinem Menschen etwas davon zu sagen; daß aber, wie die Sachen gegenwärtig stehen, sein Gewissen ihn zwingt, der beängstigten Gattin das Geheimniß zu entdecken, besonders da er wisse, daß Wolfsbach

fast jeden Abend in dieß Gewölbe gegangen sei, welches wahrscheinlich große Reichthümer umschloße.

In allen Gliedern zitternd und vor banger Ahnung fast zusammensinkend, hatte Frau Wolfsbach die erschütternde Mittheilung des Schlossers vernommen. Jetzt ermannte sie sich mit Einem Mal, im glaubigen Vertrauen auf Gottes Allmacht und Allwissenheit, und ein schwacher Strahl der Hoffnung fiel in ihr umdüstertes Gemüth. Befinden sich Lebensmittel im heimlichen Gewölbe, dann ist noch nicht Alles verloren. Schnell ruft die Mutter die in der Wohnstube ängstlich harrenden Töchter herbei, und bittet nun den Schlosser mit hastigen Worten, sie in den versteckten Keller zu führen.

Der Mann willfährte dieser dringenden Bitte, denn seinen geleisteten Schwur zu brechen, scheint ihm unter solchen Umständen keine Sünde mehr, mag auch kommen was da wolle! Mit Lichtern versehen, begibt sich der, theils hoffende, theils bangende Zug, unter des Schlossers Leitung zu dem unbekanntem Kellergewölbe. Vor der verschlossenen Thür angelangt, stößt der Führer einen Schreckensschrei aus, und ruft: „Jesus Maria! der Schlüssel steckt auswärts im Schloß! Gott sei dem unglücklichen Wolfsbach gnädig!“

Welche furchtbare Wirkung dieser Ausruf auf Mutter und Töchter hervorbrachte! Vor Schrecken sanken sie fast zusammen.

Der Schlosser dreht in hastiger Eile den Schlüssel herum, öffnet die Thür und fährt voll Entsetzen zurück, als der Lichtstrahl den heimlichen Schreckensort erhellet, an dessen Eingang Wolfsbachs starrer Leichnam liegt, gräßlich anzuschauen!

Innichten seiner Geldkisten und seiner aufgehäuften Schätze, zu deren Beschauen sonst das nun erloschene Laternenlicht ihm geleuchtet, hatte der reiche, und doch so arme Geizhals sein Leben geendet. Ganz erfüllt von seinem gierigen Verlangen den angebeteten Mammon zu begrüßen, hatte er vergessen den Schlüssel von außen abzu ziehen; die schwere Thüre war hinter ihm zugefahren und hatte ihn, im ganzen Sinne des Worts, zum Gefangenen seines Bögen gemacht. Jämmerlich war er verschmachtet und verhungert. Vor Hunger und voll Verzweiflung hatte er sich die Hände angegriffen, von deren Blut sein Gesicht über und über gefärbt war; ein höchst schauderhafter Anblick! Möge dieses Geizigen gräßlicher Tod als abschreckendes Beispiel dienen!

Fällt euch Reichthum zu, so hänget das Herz nicht daran.

Gott, bewahret mich vor den Stricken,
Wenn der Geiz mich will berücken;
Das was da ist, sei genug!
Gib mir Vorsicht auf mein Scheiden,
Und mach auf die Ewigkeiten
Mich durch deine Gnade klug.

Die Ewigkeit.

(Eine Wahrheit im Märchengewande.)

Es war in einem Kloster ein junger Mönch, des Namens Urbanus, gar fromm und fleißig, dem war der Schlüssel zur Bücherei oder Bibliothek des Klosters anvertraut, und er hütete sorglich diesen Schatz, schrieb manches schöne Buch und studierte viel in andern Büchern und in der heiligen Schrift. Da fand er auch den vierten Vers des guten Psalms: Denn tausend Jahre sind vor dir, Gott, wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. — Das dünkte dem jungen Mönch schier unmöglich; er mochte und konnte es nicht glauben, und quälte sich darob mit schweren Zweifeln. — Da geschah es eines Morgens, daß Bruber Urbanus herunter ging aus dem dumpfen Bücherzimmer in den hellen, schönen Klostergarten; da saß ein kleines, buntes Waldvögelein im Garten, das suchte Körnlein, flog auf einen Ast und sang schön wie eine Nachtigall. Auch war dieses Vögelein gar nicht scheu, sondern ließ den Mönch nahe an sich kommen, und er hätte es gern gefaßt; doch entschloß es, von einem Ast zum andern, und der Mönch folgte ihm eine gute Weile nach. Dann sang es wieder mit lauter und heller Stimme, aber es ließ sich nicht fangen, obschon der junge Mönch das Vögelein aus dem Klostergarten heraus in den Wald noch eine gute Weile verfolgte. Endlich ließ er ab, und kehrte zurück nach dem Kloster; aber ein Anderes dünkte ihm Alles, was er sah. Alles war weiter, größer und schöner geworden, die Gebäude, der Garten; und statt des niedern, alten Klosterkirchleins, stand jetzt ein stolzes Münster da, mit drei Thürmen. Das schien dem Mönch sehr seltsam, ja zauberhaft. Und als er an das Klosterthor kam und mit Zagen die Schelle zog, da trat ihm ein ihm gänzlich unbekannter Pförtner entgegen, der wick bestürzt zurück vor ihm. Nun wandelte Urbanus über den Klosterkirchhof; auf dem waren so viele, viele Denksteine, die gesehen zu haben er sich nicht erinnern konnte. Und als er nun zu

den Brüdern trat, wichen sie alle vor ihm aus, ganz entsetzt. Nur der Abt, aber nicht sein Abt, sondern ein anderer, junger, hielt ihm Stand, streckte ihm aber gleich ein Crucifix entgegen und rief: „Im Namen des Gekreuzigten, Gespenst, wer bist du? Und was suchst du, der den Höhlen der Todten entflohen, bei uns, den Lebenden?“

Da schauerte Bruder Urbanus zusammen, und wanfte wie ein Greis wanft, und senkte den Blick zur Erde. Siehe, da hatte er einen langen silberweißen Bart bis über den Gürtel herab, an dem noch der Schlüsselbund hing zu den vergitterten Bücherschreinen. Den Mönchen dünkte der Mann ein wunderbarer Fremdling, und sie leiteten ihn mit scheuer Ehrfurcht zum Sessel des Abtes. Dort gab er einem jungen Mönch die Schlüssel zu dem Büchersaal, der schloß auf, und brachte ein Chronikbuch getragen, darin stand zu lesen, daß vor dreihundert Jahren der Mönch Urbanus spurlos verschwunden, Niemand wisse, ob entflohen oder verunglückt. — „O Waldvögelein, war das dein Lied?“ fragte der Fremde mit einem Seufzer. „Kaum drei Minuten lang folgte ich dir und horchte deinem Gesang, und drei Jahrhunderte vergingen seitdem! Du hast mir das Lied von der Ewigkeit gesungen, die ich nicht fassen konnte! Nun begreife ich sie, und bete Gott an im Staube, ich selbst ein Staub!“ — Sprach's und senkte sein Haupt, und sein Leib zerfiel in ein Häuflein Asche. — Eins aber sei euch unverhaltem, ihr Lieben, daß Ein Tag vor dem Herrn ist wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie Ein Tag. (2 Petri 3, 8.)

Die Bittschrift der Wittwe.

Der Markgraf Karl Friedrich von Baden war ein sehr lieber und freundlicher und leutseliger Herr, unter dessen Regierung das badische Land gar glückliche Tage genoss, und heute noch, nach mehr denn einem halben Jahrhundert, lebt das Andenken dieses guten Markgrafen im Herzen des dankbaren Volkes, und manche edle That, im Stillen ausgeübt, pflanzte sich fort im Munde der Kinder und Enkel. Die, welche der Bote nachstehend erzählen will, trug sich im Jahr 1782 zu.

Damals gehörte das Dorf Rhodt, bei Landau in der Pfalz gelegen, zur Markgrafschaft Baden. Es lebte in demselben eine arme Wittwe, die einen erwachsenen Sohn, ihren Georg oder Förgle, und noch einige kleinere Kinder hatte.

Der Förgle, groß und stark von Körper, war ein gutes und treues Blut, und stand der lieben Mutter thätig und unverdrossen bei in der Erhaltung und Erziehung seiner jüngeren Geschwister. Was er im saueren Taglohn verdiente, wurde treulich der Mutter eingehändigt, die, ohne diese Hilfe, manchmal nicht gewußt hätte, wo Brod hernehmen für die ärmliche Haushaltung. Es war daher natürlich ein harter Schlag für die Wittwe, als ihre kräftige Stütze, ihr Förgle, zum Soldatendienst ausgehoben wurde. In trostlosem Jammer dachte sie sich die Zukunft voll Noth und Elend, nahm aber glaubenstreulich ihre Zuflucht zum Gebet, und schüttete ihr volles und betrübtes Herz aus vor dem barmherzigen Vater der Wittwen und Waisen. Ein heller, tröstlicher Gedanke blitzte da plötzlich auf in ihrer jagenden Seele. Oft und viel hatte sie von der Gnade und Milde des Markgrafen Karl Friedrichs, ihres Landesvaters, erzählen hören, wie freundlich er jedem seiner Unterthanen Gehör schenke, und, wenn es wo immer möglich sei, ein Helfer und Retter ihm werde in der Noth.

Und die bedrängte Wittwe geht zum Herrn Pfarrer von Rhodt und sagt: „Meinet Ihr, wenn ich nach Karlsruhe in's markgräfliche Schloß wanderte, nach dem Herrn Markgrafen fragte, und ihm dann in aller Einfalt auseinandersetzte, wie's bei mir stehen wird, wenn er mir meinen Förgle nimmt und in das Soldatenwammis steckt, daß mich der gnädige Herr anhören würde und mir helfen?“

„Ganz gewiß wird der gute Landesvater solches thun,“ entgegnete zuversichtlich der Pfarrer, allein es ist rathsam, liebe Frau, daß Ihr das, was Ihr auf dem Herzen habt, zu Papier bringen laffet, und die Bittschrift dem Markgrafen überreicher; auf diese Art kommt die Sache nicht so leicht aus dem Gedächtniß. Damit Ihr kein Geld braucht auszugeben für die Schrift, so will ich sie in Euerem Namen aufsetzen.“

Die arme Frau nahm des Pfarrers freundliches Erbieten mit Freuden und herzlichem Dank an, und bereits am andern Morgen wanderte sie mit der Bittschrift der acht Stunden entfernten Hauptstadt des badischen Landes zu, vom Gebet ihrer unmündigen Kinder und den Segenswünschen des Seelsorgers begleitet. Die Vorbereitungen zur Reise waren nicht kostspielig gewesen; ein Stück Schwarzbrod im Rörbchen und einige Kreuzer Färgel über den Rhein in der Tasche, das war Alles. Sie hoffte, bei gastfreien Leu-

ten, deren es, Gottlob, zu jeder Zeit und überall gegeben, dann und wann einkehren zu können.

Kaum hatte die Wittve das heimathliche Dorf im Rücken, da zog sie, der Sparsamkeit wegen, Schuhe und Strümpfe aus, und schritt dann wacker barfuß, wie ein Barfüßer. Der Fährmann ruderte sie glücklich über den Rheinstrom, und ebenso wohlbehalten gelangte sie nach Karlsruhe, von der Seite der Stadt, wo das Residenzschloß sich großartig emporhebt mit seinen weilläufigen Gartenanlagen.

Barfuß jedoch konnte und wollte die gute Frau nicht in die schöne Stadt, mit den breiten, schnurgeraden Straßen, einwandern; darum setzte sie sich unten an der sogenannten Aha-Mauer, die den Schlossgarten, auf Brusthöhe von einer Seite umzieht, nieder in das grüne Gras und begann, sich wieder zu bestrümpfen und zu beschuhen, in allerlei Gedanken vertieft und sorglos um das, was um sie her vorging; und über die Mauer beugten sich zwei Herren, ein alter und ein junger, und schauten der bescheidenen Putzarbeit lächelnd zu.

Als die Wittve wieder aufgestanden, bemerkte sie die beiden Lauscher, und sagte, gleichsam zur Entschuldigung: „Unsereins muß Schuhe und Strümpfe zu Rathe halten, und barfuß geht sich's auch nicht übel, oder gar noch besser. Nichts für ungut, meine gnädigen Herren!“

Weifällig lächelnd nickte der älteste ihr zu; durch diese Freundlichkeit ermutigt, fragte sie: „Mit Verlaub, wie viel Uhr mag's wohl sein?“ „Zehn vor Mittag,“ war des alten Herrn Antwort.

„Denket's nur, ich möchte zum gnädigen Herrn Markgrafen,“ fuhr die geschwätzig werdende Frau fort; „wann ist dazu die beste Stunde? Ich hätte ein oder zwei Wort mit ihm zu reden, ganz im Vertrauen.“

„Um eilf Uhr,“ entgegnete der Alte, und betrachtete die Frau noch aufmerksamer; „aber, was habt Ihr denn eigentlich mit ihm zu reden? Darf's unsereins wissen, oder ist's ein Geheimniß?“

„Wenn Ihr das Maul besser halten könnt als wir Weiber,“ meinte die reffelige Pfälzerin, „so will ich's Euch wohl sagen, denn es ist just kein Geheimniß.“ — Und sie erzählte nun, wie's mit ihr, dem Förgele und den kleineren Kindern steht, und wie der Pfarrer von Rhodt dieß Alles gar prächtig zu Papier gebracht hat. Bei diesen Worten zog sie die Wittschrift zur Hälfte aus der Fürtuchtasche heraus.

„Wißt Ihr was, liebe Frau,“ sagte nun der

alte Herr, recht freundlich lächelnd, „ich kenne den Markgrafen ganz genau und komme gar oft mit ihm zu Rede; gebt mir Euer Papier da, und ich verspreche Euch, es soll an den rechten Mann gelangen.“

So viel Vertrauen auch die Wittve zu dem ihr landfremden, alten Herrn gefaßt hatte, schien es ihr doch gar bedenklich, so mir nichts, dir nichts, das Papier aus den Händen zu geben, auf welches sie fest ihre Hoffnung gesetzt hatte. Sie besann sich eine geraume Weile, zögerte merklich, und sagte dann endlich, den Alten mit ihren treuen Augen forschend anblickend: „Seid Ihr aber auch ein ehrlicher Mann? Die Stadtherren machen sich, heißt es bei mir zu Hause, gar gern einen Uz mit uns armen Bauersleuten. Zudem könntet Ihr die Sache leicht vergessen oder auf die lange Bank hinauschieben, und dann wären wir schön gepuzt, ich und mein Förgele!“

„Nein, nein, liebe Frau, so Einer bin ich nicht!“ versicherte gutmütig der alte Herr, „meine grauen Haare, mein' ich, sollten vor derlei Verdacht mich schützen.“

„Alter schützt vor Thorheit nicht, heißt es im Sprüchwort,“ sagte die Schwerglaubige, und sah den Herrn nochmals scharf an. „Doch, mit Verlaub,“ fuhr sie fort, „Ihr scheint mir ein braver Mann zusein, der mit einer armen Wittve keinen Spaß treiben will. Aber, wie bring' ich das Papier in Eure Hände?“ — Die Straße liegt nämlich tiefer als der Schlossgarten.

„Da wissen wir uns schon zu helfen!“ lächelte der Alte, streckte sein langes spanisches Rohr herab, mit dem obersten Ende zuerst, und sagte: „Bindet das geschriebene Ding an das Stockband.“

Die Frau schlang das Band um die Wittschrift, und der Herr zog seinen Stock wieder an sich.

„Aber, um Gotteswillen, hänselt und soppet nicht eine arme Wittve, die volles Vertrauen in Euch setzt!“ bat noch die Frau, als sie ihre Wittschrift, von der sie so schöne Hoffnung hegte, hinter der Mauer verschwinden sah.

„Das ist meine Gewohnheit nicht! Davor wolle mich Gott bewahren!“ rief der Alte, und verschwand unter den Bäumen des Gartens. Und als die Bauersfrau verlegen und bestürzt, ja fogar das bereuend, was sie soeben gethan, stehen blieb und an der Mauer hinaufflarrte, neigte sich der jüngere Herr, der bisher kein Wort gesprochen, freundlich herab und sagte beruhigend: „Vertrauet nur herzlich meinem Vater!“

Er gilt etwas bei dem Markgrafen! Gehet nun getrost hinein in die Stadt, und macht, daß Ihr Schlag eifß Uhr im Schlosse seid. Gott befohlen, gute Frau!“ — Und der junge Herr begab sich dann in das Innere des Gartens, und die Wittve stand wieder allein mit ihren Sorgen und ihrer Hoffnung, ermannte sich jedoch bald im Vertrauen auf Gottes gnädigen Beistand und schritt jetzt, still und ruhig im Inneren, dem Ziel ihrer Reise entgegen.

Punkt eifß Uhr betrat sie das Vorzimmer des Herrn Markgrafen im Schlosse. Andere Leute waren schon da, die auch Gehör suchten bei dem Landesvater. An diese kam daher die Reihe zuerst. Sie gingen bekommen hinein in das Audienz-zimmer, und Alle kamen mit frohem und zufriednenem Angesicht wieder heraus. Das waren gute Zeichen für unsre Rhodeterin, und es ward ihr ziemlich leichter um's Herz. Jetzt kam ihre Reihe; der Kammerdiener öffnete die Thüre des Saals; sie schritt etwas verlegen und zögernd hindurch, schaute schüchtern sich um, erblickte den Markgrafen, er mußte es ja wohl sein, denn kein anderer Mensch war sonst im Audienzsaale — und meinte, vor Schrecken in den Boden versinken zu müssen, als sie den alten Herrn erkannte, dem sie vor der Mauer des Schloßgartens ihre Bittschrift an das Stockband geheftet! Welche Ueberraschung für die arme Frau!

Nicht wahr, ich habe das Ding da nicht verzessen oder auf die lange Bank hinausgeschoben,“ sagte mit freundlichem Lächeln der gute, milde Markgraf, indem er, die Bittschrift in der Hand, dem zitternden Weib entgegentrat, „und auf daß Ihr seht, daß ich Euch auch nicht hänseln und foppen will, so hab' ich gleich auf das Papier geschrieben, daß Euer Förgle den engen Soldatenrock nicht anziehen und kein Gewehr tragen darf. Gehet nun in Gottes Namen wieder heim, bringt die Schrift dem Herrn Amtmann, und grüßt ihn schön in meinem Namen, wie auch Euern wackeren Herrn Pfarrer. Und damit Ihr unterwegs nicht darben müßet, so steck diesen Zehrfennig hier ein.“ Also redend, drückte der wohlthätige Fürst der freudig überraschten, wie aus den Wolken gefallenen Frau, eine kleine Geldrolle in die Hand.

Die hellen Thränen brachen aus ihren Augen und sie stammelte Worte des innigsten, herzlichsten Dankes. Nochmals nickte der Markgraf ihr freundlich zu, gab ihr den Scheidegruß und ging dann seelenvergnügt in sein Arbeitszimmer zurück.

Und als die Wittve von Rhodt, Freuden-

thränen weinend, durch den Wartesaal schritt, kam ihr der jüngere Herr aus dem Garten entgegen, und sagte mildlächelnd: „Gelt, Mütterchen, ich habe die reine Wahrheit gesagt? Möge der liebe Gott Euch ferner in Gnaden behüten!“

Und die Frau zog heim mit beschleunigten Schritten, that wie der Markgraf ihr anbefohlen und erhielt wirklich ihren braven Förgle vom Soldatendienste frei.

Der gelehrte Krankenwärter.

Ein junger, kranker Mann kam in das Hospital; er war tief sinnig und sehr wortfarg und geberdete sich manchmal dergestalt, daß man befürchten mußte, er habe den Verstand verloren und könnte wahnwizig werden. Eines Tages besuchte den armen Kranken einer seiner Freunde, welcher innigen Antheil an seinem betrübten Zustande nahm, und beim Fortgehn mit schwerem Herzen zu dem sorgfamen und erfahrenen Krankenkünstler sagte: „Es ist mir gar angst und bang um den guten, jungen Menschen! Wenn er nur nicht in wüthenden Wahnsinn verfällt! — „Da hat's noch keine Noth, lieber Herr,“ tröstete der Wärter mit wichtiger Miene, „so was kennt unfer einer schon! Der junge Mann ist nur stark ma d o n i s c h!“ — Er wollte nämlich melancholisch sagen.

Noch ein gelehrter Ausdruck.

Ein nicht mehr ganz junges Frauenzimmer, das sich gern, und bei jeder Gelegenheit, einen gewissen Anstrich von Gelehrsamkeit gab, machte neulich einen Gang über einen der drei Straßburger Friedhöfe, es gilt nun gleichviel über welchen, und blieb verwundert und entzückt vor einem prächtigen, von echter Bildnershand gemeißelten Grabstein stehen. Kommen da mehrere Bekannte hinzu, und drücken auch ihre Bewunderung aus über das herrliche Meisterwerk. „Ja wohl,“ sagte das studirte Frauenzimmer, „ich sehe schon lange voll Entzücken und Staunen vor dem schönen Grabmal; es ist wirklich ein wahres hors-d'œuvre!“ —

Nu, zwischen chef-d'œuvre, wie die Mamsell eigentlich hätte sagen sollen, und hors-d'œuvre, ist ein gewaltiger Unterschied! Allein so geht's, wenn man anders reden will als einem der Schnabel gewachsen ist.

Stolze Antwort.

Der Gesandte des deutschen Kaisers, Karls des Fünften, am türkischen Hofe, oder der Hohen Pforte, wurde zur Audienz vor Soliman II, Kaiser der Muselmänner, zugelassen. Als der Gesandte den Audienzsaal betreten, bemerkte er gleich, daß man, entweder mit Fleiß oder aus Nachlässigkeit, keinen Sitz für ihn bereitet hatte. Flugs bedacht, nimmt er seinen Mantel ab, breitet ihn am Boden aus, setzt sich darauf, nach türkischer Art, mit übereinander geschlagenen Beinen, und trägt dem stolzen Kaiser der Türken den Zweck seiner Gesandtschaft kaltblütig und in gefasster Ruhe vor. Nach aufgehobener Audienz sieht der deutsche Gesandte wieder eben so ruhig auf, empfiehlt sich und geht zum Saal hinaus, ohne seinen Mantel mitzunehmen. Als der Kaiser Soliman dieß bemerkte, ließ er den Gesandten zurückrufen und machte ihn aufmerksam auf den, wie er meinte, vergessenen Galamantel, erhielt aber folgende stolze Antwort: „Die Gesandten des deutschen Kaisers, meines erlauchtesten Herrn, haben nicht die Gewohnheit ihren Sitz mit sich fortzutragen.“

Fehl geschossen!

Ein vornehmer Herr aus dem Württembergers-Lande, der zu Erholung nach Paris reisen wollte, wurde plötzlich — der Bote weiß nicht sicher, ob zu Straßburg oder sonst wo — in einem Gasthose bedenklich krank, und starb nach wenigen Tagen, trotz der sorgsamsten Pflege und Wartung. Also, er starb und ward begraben. Die Familie des Entschlafenen beschloß, dem in fremder Erde Ruhenden ein seinem Rang und seiner adelichen Herkunft angemessenes Grabmal setzen zu lassen, und ein schöner, prächtiger Denkstein wurde bestellt, dessen Inschrift dem auserwählten Todtenmalkünstler in einem Briefe zugesandt wurde. Da gab's nun aber einen großen Hacken für den Steinhauer, den er nicht spitz kriegen konnte. Nach der Angabe der Vor- und Geschlechtsnamen des Begrabenen, und der Meldung, daß er hier, fern von seiner Heimath, die letzte Ruhesstätte gefunden, stand noch ganz deutlich in dem Briefe geschrieben: In die Mitte, einen Kranz mit zwei Leuen. Das Wort Leuen ist aldeutsch und heißt Löwen, was jedoch der Steinhauer nicht wußte, und sich daher auch nicht vorstellen konnte wie zwei Leuen aussehen mögen. Um keinen Vock zu schießen, meinte der Künstler, es sei das Klügste,

wenn er in den Grabstein gerade die in dem Briefe stehenden Worte pünktlich einhau. Also geschah's, und auf dem, übrigens meisterhaft verfertigten, steinernen Todtenmal, waren, während einiger Zeit, die räthselhaften Worte zu lesen: In die Mitte, einen Kranz mit zwei Leuen, bis man den Steinhauer auf den geschossenen Vock aufmerksam gemacht und er solchen, so gut es sich eben thun ließ, verbessert hatte.

Zu was kann eine Puppe nützen?

Das Spiel mit den Puppen ist ein Mittel um den Charakter der kleinen Mädchen kennen zu lernen, und sie zu dem heranzubilden, was man gern aus ihnen machen möchte: Ein Mädchen behandelt seine Puppe gerade so, wie es von den um es lebenden älteren Personen behandelt wird: es kleidet sie an, so wie es gewöhnlich gekleidet wird; es spricht in der Regel mit ihr in nämlichen Ton und mit den nämlichen Worten, die es an sich richten hört. Beim Puppenspiel entwickeln sich alle kleinen Leidenschaften und die angeborenen Fähigkeiten und Talente. Will man wissen, wie's in einem Hause, in einer Familie mag beschaffen seyn im gesellschaftlichen Leben; will man wissen, ob Eltern schonend, mild und gütig, oder stolz, barsch und aufbrausend sind, so beobachte man nur ihr mit der Puppe spielen des und redendes Kind. Auch den Charakter der mit der Aufsicht der Kinder beauftragten Dienstboten kann man aus dem Puppenspiel herausfinden.

Harter Kampf.

Vom Brodneid gereizt, zankten sich neulich zwei an einem öffentlichen Plage haltende Miethkutscher, mit groben und giftigen Worten herum, weil jeder von ihnen den fremden Herrn fahren wollte, der einzuseigen verlangt hatte, um desto schneller die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen zu können. Den Fremden empföhrte dieser eigennützige Streit, und um die Zankfüchtigen zu bestrafen, setzte er sich in eine andere Citadine, deren Führer ganz ruhig und still geblieben war bei dem zornigen Wortkampf seiner beiden Kameraden. Als diese dritte Citadine mit dem Fremden fortgefahren, sagte ein guter Bürgermann, welcher Zeuge des Austritts gewesen: „Das war wieder einmal ein harter und hitziger Kampf, denn zwei sind auf dem Plage geblieben!“

Die Eroberung der Stadt Speyer.



dem
also
erhat
waren,
r an j
thauer
macht
stef,
red um
en zu
e man
von den
wird:
steht
nam-
n, die
nd die
ll man
antile
leben;
e und
pfeils
er der
Dienst-
erwerb-
mlich
Bleich-
horum,
sätzen
n best
in die
en em-
am die
ig und
Kampf
ein-
unter
d auf

Die Eroberung der Stadt Peking,
der Residenz des Kaisers von China.

(Mit einer großen Abbildung.)

In Gedanken, lieber Leser, also weit schneller noch als mit Dampf, wollen wir wieder eine Reise in das weitentlegene chinesische Kaiserreich im fernen Asien machen, was wir schon einmal im Jahr 1859 gethan haben, ohne große Mühen und Beschwerden. Wer die Kalender in Ehren hält und aufbewahrt, der suche den von 1859 hervor, in welchem der Vöte von der Einnahme der chinesischen Stadt Kanton durch die Franzosen und Engländer berichtet, und zu seiner Erzählung, damit sie anschaulicher werde, das große Bild mitbrachte. Du findest in jenem Kalender eine Uebersicht der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des chinesischen Landes und Volkes, was dem Vöten die Arbeit erspart, hier nochmals davon zu reden, und ihm erlaubt, gleich mit dem Berichte des glorreichen Feldzugs zu beginnen, welcher die Einnahme Peking's, der großen Hauptstadt des himmlischen Reichs, wie die Chinesen ihr Land in stolzem Eigendünkel nennen, zur glänzenden Folge hatte.

Was der Vöte vor drei Jahren von der Hinterlist, der Ränkesucht, dem Wort- und Treubruch der feigen Bewohner des himmlischen Reichs erzählte, das hat auch heute noch seinen guten Grund, und eben dieser schlechten und bösen Eigenschaften wegen mußten die Franzosen und Engländer ihnen auf's Neue den Krieg erklären, dem ein Friedensvertrag, am 27. Juni 1858 zu Tien-Tsin geschlossen, ein Ende hatte machen sollen. Diesem Friedensvertrag zufolge, sollten die Bestätigungsurkunden in der Hauptstadt Peking selbst unterschrieben und ausgewechselt werden, zwischen dem französischen und dem englischen Gesandten und den Bevollmächtigten des Kaisers von China. Um diese Uebereinkunft vollziehen zu können, mußten natürlich Baron Gros und Lord Elgin, die Stellvertreter des Kaisers der Franzosen und der Königin von England, frei und ungefährdet nach Peking gelangen. Sie brachen daher von der Stadt Shang-Hai mit einem kleinen Begleitungs-Geschwader auf, verließen den Meerbusen von Petcheli und wollten den Fluß Pei-Ho hinausschiffen, immer der chinesischen Hauptstadt zu. Festungen und Batterien beherrschen die Mündung dieses großen Stroms, die zudem noch mit starkem Pflasterwerk verrammelt war. Auf die Sicherheit und den Schutz des Friedensvertrags bauend, wollte das europäische Geschwader die Einfahrt erzwingen;

da dennerten plötzlich von allen Festungen und Batterien die chinesischen Kanonen den fecken Fremdlingen einen gar unwillkommenen Gruß entgegen. Das war Hinterlist und offener Treubruch! Einen solchen Empfang hatten sich die Franzosen und Engländer nicht erwartet nach den Friedensverhandlungen, und waren daher auch nicht darauf vorbereitet. Die weittragenden Kanonen der chinesischen Batterien richteten bedeutenden Schaden unter der kleinen Flotte der Verbündeten an, die sich nicht stark genug fühlten das chinesische Feuer zum Schweigen zu bringen, und nach vierstündigem Kampfe, trotz ihren erprobten Tapferkeit, zum Rückzug sich gezwungen sahen, nachdem drei englische Kanonenboote von den chinesischen Kugeln in Grund gebohrt, und 478 Offiziere und Seesoldaten, wovon vierzehn französische, theils verwundet, theils getödtet worden. Sogar der englische Admiral Hope und der französische Schiffskapitän Triault hatten leichte Wunden erhalten. Das kleine Geschwader, das mit Friedensgedanken ausgezogen, kehrte daher, unverrichteter Sache, wieder nach der Stadt Shang-Hai zurück, und die Kunde von der Falschheit und dem Treubruch der Chinesen wurde nach Paris und London berichtet.

Die falsche, hinterlistige That sollte mit Ernst und Strenge gerügt werden. Kaiser Napoleon, vor wenigen Wochen erst als ruhmbekrönter Sieger aus dem italienischen Feldzug zurückgekehrt, und die Regierung der Königin Viktoria von England besprachen sich über die zu nehmenden Maßregeln, und bereits im Monat September 1859 war alles festgesetzt und beschlossen zur wohlverdienten Strafe. Frankreich und England rüsteten Flotten und Truppen aus zum neuen Kriege im ferngelegenen Welttheil. Der Oberbefehl über die französischen Streitkräfte wurde dem General Coassin von Montauban anvertraut, der unterm 19. November 1859, aus seinem vorläufigen Generalquartier zu Paris, eine Proklamation an die seiner Führung anvertrauten Offiziere und Soldaten erließ, um ihnen die hohe Wichtigkeit des bevorstehenden Krieges recht an's Herz zu legen, und Jeden aufzumuntern treulich seine Pflicht zu erfüllen. In dieser Proklamation sagt der General unter anderm:

„Zum zweiten Mal wird eure Fahne mit Englands Fahne sich vereinen, und diese Vereinigung wird ein Pfand, eine feste Gewähr des Sieges sein, sowie die Vereinigung der beiden Völker ein Pfand des Friedens ist für die ganze Welt.

„Groß und ernst ist eure Aufgabe und schön

ihre Erfüllung; ihr glücklicher Erfolg ist gesichert durch eure Ergebenheit und Anhänglichkeit an den Kaiser und an Frankreich. Kehret ihr dereinst wieder in das Vaterland zurück, so werdet ihr mit edelm Stolz euren Mitbürgern erzählen, daß ihr Frankreichs Nationalfahne in Gegenden getragen, wohin das unsterbliche Rom, zur Zeit seiner Größe, niemals selbst auch nur den Gedanken hatte seine Legionen vordringen zu lassen.“

In den ersten Tagen des Christmonats 1859 wurden die nach China bestimmten französischen Truppen zu Toulon, dem Kriegshafen am Mitteländischen Meere, eingeschifft, während die englischen Regimenter aus den wieder ruhiger gewordenen indischen Besigungen an die chinesische Grenze beordert wurden, und die daher keine so lange und beschwerliche Meeresfahrt zu machen hatten wie die Franzosen, welche, um ihr Ziel zu erreichen, vorher das Vorgebirg der guten Hoffnung, im südlichen Afrika, umsegeln mußten, wo die Kaffern und Hottentotten wohnen, und sogar den Äquator oder die Linie passieren, das heißt, den größten Kreis, den man sich zwischen beiden Polen der Erdkugel denkt, die dadurch also in zwei gleiche Halbkugeln, die südliche und die nördliche, zerfällt. Dieser Kreis wird von den Erdkundigen in 360 Grade getheilt.

Von Toulon aus fuhren die französischen Schiffe zuerst durch die Meerenge von Gibraltar, welche Spanien von Nordafrika trennt. Solches geschah gegen die Mitte des Christmonats. Dann ging's an Teneriffa, der größten der Canarischen Inseln, vorbei, mit dem hohen, spitzzulaufenden Vulkan, und immer weiter und weiter fort auf der unüberschätzbaren Meeresfläche.

Der Obergeneral von Montauban, welcher auf einem kürzeren Wege nach China gelangen sollte, schiffte sich erst am 12. Jänner 1860 zu Marseille ein, mit seinen Stabsoffizieren und Adjutanten. Das Postschiff „der Panther“, brachte die kampfesmutigen Reisenden nach Alexandria, dem ägyptischen Hafen am Mitteländischen Meere; von dort durchzogen sie die Landenge von Suez, bestiegen, in dem Hafen gleichen Namens, am Rothen Meere gelegen, ein anders Schiff, „der Cydnus“ genannt, und steuerten der chinesischen Stadt Hong-Kong zu, woselbst sie in den ersten Tagen des Märzmonats anlangten, da hingegen die Truppenflotte, welche ganz Afrika umfahren mußte, zwei Monate später erst in den Gewässern des chinesischen Meeres erschien, und mit der englischen Heeresmacht sich vereinigte, was zusammen eine Landarmee machte von beiläufig fünfundsiebenzigtausend Mann, unter-

jügt von beträchtlichen Seekräften und wohlbesetzten größeren und kleineren Schiffen aller Art. Die Engländer waren in Mehrzahl.

In seiner Rede vom 2. März 1860, gehalten zu Paris bei Eröffnung der gesetzgebenden Kammer, hatte Kaiser Napoleon III. gesagt: „Was China betrifft, so wird ein ernstlicher Kriegszug, dem die Streitkräfte Groß-Britanniens sich anschließen, ihm die Strafe seiner Treulosigkeit auferlegen.“ Diese, bei feierlicher Gelegenheit gesprochenen, kaiserlichen Worte gingen noch in selbem Jahre herrlich in Erfüllung, und der Muth und die Tapferkeit der französischen Krieger bewährten sich wieder auf's Neue, selbst unter dem weitentlegenen Himmelsstrich, und bei einem Volke, das in seinem übermächtigen Selbstgefühl mit Verachtung sonst auf die Fremden blickte, und sie durchweg mit dem Namen „Barbaren“ beehrte. Doch, wir wollen nicht vorgreifen, sondern ganz in der Ordnung in unserer Erzählung fortfahren.

Also, zu Anfang des Sommers 1860 hatten sich das französische und das englische Heer an den meerbespülten Grenzen des unermeßlichen Chinas zusammengesunden. Die Engländer standen unter dem Oberbefehl des Generals Hope Grant, und beide Oberfeldherren kamen nun im ersten Kriegsrath über die zu treffenden zweckdienlichsten Maßregeln überein. Man hatte in Erfahrung gebracht, daß die Chinesen die verbündeten Heere sessen Fußes erwarten wollten, und daher in der Nähe des Flusses Pei-Ho eine beträchtliche Armee sich versammelt hätte, deren Obergeneral, ein geborener Tartar, Sangko-Lin-Sin mit Namen, die Stadt Tien-Tsin und die Takoufestungen an der Mündung des Stroms mit neuen Batterien habe versehen lassen und zu kräftiger Gegenwehr bereit sei. Sogar sollte dieser General in stolzer Prahlerei sich gerühmt haben, er wolle die Europäer, diese Barbaren, vor sich herjagen wie der Wind die Spreu. Nur Geduld, die Zukunft wird's weisen!

Bevor die Feindseligkeiten in allem Ernste begannen, versuchten die Ambassadoren Frankreichs und Englands, ob nicht auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen der Zweck erzielt werden könnte, den man durch Waffengewalt zu erreichen strebte. Sie begehrten schriftlich von dem Kaiser China's die Erfüllung folgender drei Punkte:

1) Er solle die chinesischen Behörden, deren hinterlistiges Verhalten den unglücklichen Vorfall an der Mündung des Pei-Ho verursacht, amtlich und öffentlich deswegen tadeln.

2) Die redliche Wollziehung des zu Tien-Tsin

Die Eroberung der Stadt Peking,
der Residenz des Kaisers von China.

(Mit einer großen Abbildung.)

Zu Gedanken, lieber Leser, also weit schneller noch als mit Dampf, wollen wir wieder eine Reise in das weitentlegene chinesische Kaiserreich im fernen Asien machen, was wir schon einmal im Jahr 1859 gethan haben, ohne große Mühen und Beschwerden. Wer die Kalender in Ehren hält und aufbewahrt, der suche den von 1859 hervor, in welchem der Bote von der Einnahme der chinesischen Stadt Kanton durch die Franzosen und Engländer berichtete, und zu seiner Erzählung, damit sie anschaulicher werde, das große Bild mitbrachte. Du findest in jenem Kalender eine Uebersicht der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des chinesischen Landes und Volkes, was dem Boten die Arbeit erspart, hier nochmals davon zu reden, und ihm erlaubt, gleich mit dem Berichte des glorreichen Feldzugs zu beginnen, welcher die Einnahme Peking's, der großen Hauptstadt des himmlischen Reichs, wie die Chinesen ihr Land in stolzem Eigendünkel nennen, zur glänzenden Folge hatte.

Was der Bote vor drei Jahren von der Hinterlist, der Hänkesucht, dem Vort- und Treubruch der feigen Bewohner des himmlischen Reichs erzählte, das hat auch heute noch seinen guten Grund, und eben dieser schlechten und bösen Eigenschaften wegen mußten die Franzosen und Engländer ihnen auf's Neue den Krieg erklären, dem ein Friedensvertrag, am 27. Juni 1858 zu Tien-Tsin geschlossen, ein Ende hatte machen sollen. Diesem Friedensvertrag zufolge, sollten die Bestätigungsurkunden in der Hauptstadt Peking selbst unterschrieben und ausgewechselt werden, zwischen dem französischen und dem englischen Gesandten und den Bevollmächtigten des Kaisers von China. Um diese Uebereinkunft vollziehen zu können, mußten natürlich Baron Gros und Lord Elgin, die Stellvertreter des Kaisers der Franzosen und der Königin von England, frei und ungefährdet nach Peking gelangen. Sie brachen daher von der Stadt Shang-Hai mit einem kleinen Begleitungs-Geschwader auf, verließen den Meerbusen von Petcheli und wollten den Fluß Pei-Ho hinaufschiffen, immer der chinesischen Hauptstadt zu. Festungen und Batterien beherrschen die Mündung dieses großen Stroms, die zudem noch mit starkem Pflanzwerk verrammelt war. Auf die Sicherheit und den Schutz des Friedensvertrags bauend, wollte das europäische Geschwader die Einfahrt erzwingen;

da donnerten plötzlich von allen Festungen und Batterien die chinesischen Kanonen den fecken Fremdlingen einen gar unwillkommenen Gruß entgegen. Das war Hinterlist und offenbarer Treubruch! Einen solchen Empfang hatten sich die Franzosen und Engländer nicht erwartet nach den Friedensverhandlungen, und waren daher auch nicht darauf vorbereitet. Die weittragenden Kanonen der chinesischen Batterien richteten bedeutenden Schaden unter der kleinen Flotte der Verbündeten an, die sich nicht stark genug fühlten das chinesische Feuer zum Schweigen zu bringen, und nach vierstündigem Kampfe, trotz ihrer erprobten Tapferkeit, zum Rückzug sich gezwungen sahen, nachdem drei englische Kanonenboote von den chinesischen Kugeln in Grund gebohrt, und 478 Offiziere und Seesoldaten, worunter vierzehn französische, theils verwundet, theils getödtet worden. Sogar der englische Admiral Hope und der französische Schiffskapitän Tricault hatten leichte Wunden erhalten. Das kleine Geschwader, das mit Friedensgedanken ausgezogen, kehrte daher, unverrichteter Sache, wieder nach der Stadt Shang-Hai zurück, und die Kunde von der Falschheit und dem Treubruch der Chinesen wurde nach Paris und London berichtet.

Die falsche, hinterlistige That sollte mit Ernst und Strenge getüdt werden. Kaiser Napoleon, vor wenigen Wochen erst als ruhmbezüglicher Sieger aus dem italienischen Feldzug zurückgekehrt, und die Regierung der Königin Viktoria von England befragten sich über die zu nehmenden Maßregeln, und bereits im Monat September 1859 war alles festgesetzt und beschloffen zur wohlverdienten Strafe. Frankreich und England rüsteten Flotten und Truppen aus zum neuen Kriege im ferngelegenen Welttheil. Der Oberbefehl über die französischen Streitkräfte wurde dem General Cousin von Montauban anvertraut, der unterm 19. November 1859, aus seinem vorläufigen Generalquartier zu Paris, eine Proklamation an die seiner Führung anvertrauten Offiziere und Soldaten erließ, um ihnen die hohe Wichtigkeit des bevorstehenden Krieges recht an's Herz zu legen, und Jeden aufzumuntern treulich seine Pflicht zu erfüllen. In dieser Proklamation sagt der General unter anderm:

„Zum zweiten Mal wird eure Fahne mit Englands Fahne sich vereinen, und diese Vereinigung wird ein Pfand, eine feste Gewähr des Sieges sein, sowie die Vereinigung der beiden Völker ein Pfand des Friedens ist für die ganze Welt.

„Groß und ernst ist eure Aufgabe und schön

ihre Erfüllung; ihr glücklicher Erfolg ist gesichert durch eure Ergebenheit und Anhänglichkeit an den Kaiser und an Frankreich. Kehret ihr dereinst wieder in das Vaterland zurück, so werdet ihr mit edelm Stolz euren Mitbürgern erzählen, daß ihr Frankreichs Nationalfahne in Gegenden getragen, wohin das unsterbliche Rom, zur Zeit seiner Größe, niemals selbst auch nur den Gedanken hatte seine Legionen vordringen zu lassen.“

In den ersten Tagen des Christmonats 1859 wurden die nach China bestimmten französischen Truppen zu Toulon, dem Kriegshafen am Mitteländischen Meere, eingeschifft, während die englischen Regimenter aus den wieder ruhiger gewordenen indischen Besitzungen an die chinesische Grenze befordert wurden, und die daher keine so lange und beschwerliche Meeresfahrt zu machen hatten wie die Franzosen, welche, um ihr Ziel zu erreichen, vorher das Vorgebirg der guten Hoffnung, im südlichen Afrika, umsegeln mußten, wo die Kaffern und Hottentotten wohnen, und sogar den Aequator oder die Linie passieren, das heißt, den größten Kreis, den man sich zwischen beiden Polen der Erdkugel denkt, die dadurch also in zwei gleiche Halbkugeln, die südliche und die nördliche, zerfällt. Dieser Kreis wird von den Erdkundigen in 360 Grade getheilt.

Von Toulon aus fuhren die französischen Schiffe zuerst durch die Meerenge von Gibraltar, welche Spanien von Nordafrika trennt. Solches geschah gegen die Mitte des Christmonats. Dann ging's an Teneriffa, der größten der Canarischen Inseln, vorbei, mit dem hohen, spitzulaufenden Vulkan, und immer weiter und weiter fort auf der unübersehbaren Meeresfläche.

Der Obergeneral von Montauban, welcher auf einem kürzeren Wege nach China gelangen sollte, schiffte sich erst am 12. Jänner 1860 zu Marseille ein, mit seinen Stabsoffizieren und Adjutanten. Das Postschiff, „der Panther“, brachte die kampfesmuthigen Reisenden nach Alexandrien, dem egyptischen Hafen am Mitteländischen Meere; von dort durchzogen sie die Landenge von Suez, bestiegen, in dem Hafen gleichen Namens, am Rothen Meere gelegen, ein anders Schiff, „der Cydnus“ genannt, und steuerten der chinesischen Stadt Hong-Kong zu, woselbst sie in den ersten Tagen des Märzmonats anlangten, da hingegen die Truppenflotte, welche ganz Afrika umfahren mußte, zwei Monate später erst in den Gewässern des chinesischen Meeres erschien, und mit der englischen Heeresmacht sich vereinigte, was zusammen eine Landarmee machte von beiläufig fünfundzwanzig tausend Mann, unter-

stützt von beträchtlichen Seekräften und wohlbesetzten größern und kleineren Schiffen aller Art. Die Engländer waren in Mehrzahl.

In seiner Rede vom 2. März 1860, gehalten zu Paris bei Eröffnung der gesetzgebenden Kammer, hatte Kaiser Napoleon III. gesagt: „Was China betrifft, so wird ein ernstlicher Kriegszug, dem die Streitkräfte Groß-Britanniens sich anschließen, ihm die Strafe seiner Treulosigkeit auferlegen.“ Diese, bei feierlicher Gelegenheit gesprochenen, kaiserlichen Worte gingen noch in selbem Jahre herrlich in Erfüllung, und der Muth und die Tapferkeit der französischen Krieger bewährten sich wieder aufs Neue, selbst unter dem weitentlegensten Himmelsstriche, und bei einem Volke, das in seinem übermüthigen Selbstgefällen mit Verachtung sonst auf die Fremden blickte, und sie durchweg mit dem Namen „Barbaren“ beehrte. Doch, wir wollen nicht vorgreifen, sondern ganz in der Ordnung in unserer Erzählung fortfahren.

Also, zu Anfang des Sommers 1860 hatten sich das französische und das englische Heer an den meerbespülten Grenzen des unermesslichen Chinas zusammengefunden. Die Engländer standen unter dem Oberbefehl des Generals Hope Grant, und beide Oberfeldherrn kamen nun im ersten Kriegsrath über die zu treffenden zweckdienlichsten Maßregeln überein. Man hatte in Erfahrung gebracht, daß die Chinesen die verbündeten Heere festen Fußes erwarten wollten, und daher in der Nähe des Flusses Pei-Ho eine beträchtliche Armee sich versammelt hätte, deren Obergeneral, ein geborener Tartar, Sangko-Kin-Sin mit Namen, die Stadt Tien-Tsin und die Takoufestungen an der Mündung des Stroms mit neuen Batterien habe versehen lassen und zu kräftiger Gegenwehr bereit sei. Sogar sollte dieser General in stolzer Prahlerei sich gerühmt haben, er wolle die Europäer, diese Barbaren, vor sich herjagen wie der Wind die Spreu. Nur Geduld, die Zukunft wird's weisen!

Bevor die Feindseligkeiten in allem Ernste begannen, versuchten die Ambassadoren Frankreichs und Englands, ob nicht auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen der Zweck erzielt werden könnte, den man durch Wassengewalt zu erreichen strebte. Sie begeherten schriftlich von dem Kaiser China's die Erfüllung folgender drei Punkte:

1) Er solle die chinesischen Behörden, deren hinterlistiges Verhalten den unglücklichen Vorfall an der Mündung des Pei-Ho verursacht, amtlich und öffentlich beschwören tadeln.

2) Die redliche Vollziehung des zu Tien-Tsin

am 27. Juni 1858 geschlossenen und unterschriebenen Traktats solle durch kaiserliche Gewährleistung bestätigt werden.

3) Er solle an Frankreich und England eine Summe von hundert Millionen Franken bezahlen, als Ersatz für den erlittenen Schaden.

Wenn der Kaiser von China diese drei Punkte bewilligt und treulich ausführt, so solle von keinem Krieg mit dem himmlischen Reich mehr die Rede sein.

Allein des Kaisers Antwort auf die zugesandte Note lautete abschlägig, und er behauptete völlig in seinem Rechte zu sein. Er könne niemals zugeben, daß fremde Schiffe den Pei-Ho hinaufsteuern; man solle versuchen auf einem andern Wege nach Peking zu gelangen; man würde gewiß auch keiner chinesischen Flotte gestatten, den Seinefluß oder die Themse hinaufzufahren, um nach Paris und London zu kommen. Was den Schadenersatz von hundert Millionen Franken betrifft, so mögen die Franzosen und Engländer noch froh sein, daß er, der Kaiser, keine Geldentschädigung von ihnen fordere, da ihre Kriegsrüstungen ihn genöthigt, ein großes Heer aufzustellen und zu unterhalten, und noch andere bedeutende Ausgaben zu machen. Auf diese kaiserliche Antwort hin, war nun an keinen Frieden ohne vorhergehende ernstliche Waffengewalt mehr zu denken, und die französischen und englischen Anführer machten sich zum Kampfe bereit. Dieß war im Maimonat 1860. Dem chinesischen Kaiser erwuchsen aber mittlerweile noch andere Besorgnisse in seinem eigenen Lande durch den Aufstand zahlreicher Rebellen, die ihm viel zu schaffen machten, und die sengend und brennend, raubend und mordend in verschiedenen Provinzen umherwütheten. Es kam sogar so weit, daß die zum Krieg gegen China herbeigezogenen Verbündeten die Einwohner von Shang-Hai in Schutz nehmen mußten gegen die blutigeren Aufrührer.

Zu Ende des Monats Juli und in den ersten Tagen Augusts fingen die Feindseligkeiten erst ernstlich an; die französischen und englischen Truppen wurden ausgeschifft und betraten das Ufer unter dem gemeinsamen Rufe: Es lebe Frankreich! Es lebe der Kaiser! Es leben die Engländer und die Franzosen! Beim Anrücken der Verbündeten zogen sich die Chinesen, ohne Widerstand zu leisten, aus den Forts und den Batterien der Stadt Petang zurück, auf denen bald Frankreichs und Englands Fahnen flatterten. Ohne Schwertstreich wurde die Stadt eingenommen. Der Rückzug der Chinesen war jedoch, wie es sich nachher zeigte, bloß eine Kriegslist ge-

wesen. Die verschmitzten Helden hatten nichts weniger im Sinn, als einen Theil des feindlichen Heers in die Lüfte zu sprengen; man fand im Boden vergrabene Kisten mit Pulver gefüllt, von denen Drähte, mit Kapseln versehen, ausgingen. Diese Kapseln lagen hin und wieder an der Erde zerstreut, und sollten durch die Berührung des Fußes entzündet werden und das Feuer den Pulverkisten mittheilen. Zum Glück wurde diese höllische List entdeckt, bevor sie Schaden verursachte.

Folgende Depesche des Generals von Montauban, dem französischen Kriegsminister, unterm 24. August 1860, aus dem Lager von Sing-Ho zugesandt, gelangte, der weiten Entfernung wegen, erst zu Anfang Novembers nach Frankreich. Nachstehend ihr Inhalt:

„Am 12. und 14. August hat das allirte Heer ein Gefecht geliefert, das die Flucht der tartarischen Armee aus ihren Stellungen und die Einnahme ihrer verschanzten Lager zur Folge hatte.

„Am 17. August wurde, trotz des feindlichen Feuers, eine Brücke über den Pei-Ho geschlagen. Die Brigade des Generals Jamin faßte festen Fuß auf der rechten Seite des Stroms.

„Am 21. August erstürmten wir, nach einem sehr lebhaften Widerstand, die wichtigste Takou-Festung; 200 Franzosen und 250 Engländer wurden kampfunfähig; ein einziger Offizier fand den Tod.

„In der Festung haben wir tausend getödtete Tartaren gefunden, unter ihnen der Obergeneral. Noch am nämlichen Abend sind wir, durch eine Kapitulation, Meister des ganzen Landes geworden bis nach Tien-Tsin. Wir haben 600 große, eberne Kanonen und unermesslichen Vorrath erbeutet. Die übrigen Forts ergeben sich nacheinander.

„Der französische und der englische Gesandte reisen nach Tien-Tsin, woselbst die chinesischen Kommissarien zur Unterhandlung sie erwarten. Das verbündete Heer faßt Posto längs ihrer Straße. Die allirten Feldherren und Admirale ziehen ebenfalls unter Begleitung dahin.

„Der Gesundheitszustand ist sehr gut.“

Diese Siegesnachricht brachte natürlich große Freude hervor in ganz Frankreich, und wurde zu Paris, im Invalidendom, mit einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßt. Dank und Ehre den tapferen und mutigen Soldaten, die Frankreichs Ruhm auch in jenen fernen Gegenden so glänzend erhöheten!

Ohne Verlust von unserer Seite war dieser

Sieg freilich nicht errungen worden, denn die Chinesen hatten sich mit Verzweiflung vertheidigt; gar mancher Soldat fehlte in den Reihen seiner treuen Kameraden!

Nach der Erstürmung der Festungen, welche die Mündung des Pei-Ho beherrschen, steuerten die Verbündeten den Fluß hinauf, und 1800 Mann, theils Franzosen, theils Engländer, besetzten die Stadt Tien-Tsin, deren Einwohner sie geduldig, ja sogar freundlich aufnahmen, nachdem ihnen die Anführer Schutz und Sicherheit versprochen.

Zu Anfang des Septembermonats fanden zu Tien-Tsin Unterhandlungen Statt zwischen dem französischen und dem englischen Ambassador und den vom chinesischen Kaiser hergesandten Bevollmächtigten. Voller List und Ränke, suchten diese die Besprechungen in die Länge zu ziehen und man konnte zu keiner bestimmten Uebereinkunft gelangen. Des Handels müde, brachen Baron Gros und Lord Elgin am 7. September die Unterhandlungen kurz ab, und bereits am andern Tage traf man die nöthigen Anstalten zum Vorrücken gegen Peking, der Hauptstadt des Landes. Am 18. und am 21. September wurden zwei blutige Schlachten geschlagen, gegen die tartarische Reiterei und das chinesische Fußvolk. Nach hartem Kampf errangen die Franzosen und Engländer den Sieg, was ihnen erlaubte, der Residenz des Kaisers immer näher zu ziehen, die sich am 13. October auf Gnade und Ungnade ergab. Die kurze Nachricht von dieser Einnahme, die im Christmonat 1860 nach Europa gelangte, lautete wie folgt:

„Die Stadt Peking hat sich ergeben, allen unsern Forderungen willfahrend. Der Kaiser von China und das tartarische Heer haben die Flucht ergriffen. In Peking ist kein Feind mehr, die Thore der Stadt sind in unser Gewalt, und die Soldaten kampiren auf den Mauern. Der Gesundheitszustand ist vortreflich. Lord Elgin und Baron Gros befinden sich in Peking. Sobald wir eine Kriegsentschädigung fordern, wird sie uns gewährt.“

Hätte der Bote mehr Raum in seinem Kalender, so würde er gern seinen lieben Lesern eine Beschreibung dieser merkwürdigen Hauptstadt von China mittheilen; vielleicht geschieht dieß einmal in einem andern Jahrgang. So kann er auch nur mit wenigen Worten des herrlichen, mit Reichthümern und Kunstwerken aller Art versehenen kaiserlichen Sommerpalasts erwähnen, Puen-Ming-Puen genannt, in der Nähe von Peking gelegen, der, obgleich mit Mauern um-

geben und von Tartaren besetzt, am 6. October in die Gewalt der Allirten fiel, die nach Herzenslust in seinen prachtvollen Räumen schalteten und walteten, ohne um Erlaubniß zu fragen, mitgehen hießen, was nicht nagelst war, und dadurch den chinesischen Kaiser wegen der unmenschlichen Behandlung bestrafen, welche mehrere, durch Verrath in Gefangenschaft gerathene Franzosen und Engländer hatten erdulden müssen. Der geneigte Leser möge sich durch aufmerksam Beschaun des großen Bildes für die gezwungene, kurze Erwähnung entschädigen.

Es herrscht ein gar wildes Durcheinander auf diesem Bilde, und man meint ordentlich den Lärm und das Kriegsgeschrei der Kämpfenden zu hören. Franzosen und Engländer, Chinesen und Tartaren suchen sich gegenseitig das Lebenslicht auszublafen, mit Bajonetten und Kugeln, mit Lanzen und Pfeil und Bogen. Die Chinesen sind an ihren kahlgeschorenen Scheiteln und an ihren langen Zöpfen kenntlich, die ihren Feinden ein bequemes Mittel in die Hand geben, sie zu Kriegsgefangenen zu machen. Hochauf thürmt sich die Stadtmauer, zu welcher, auf beiden Seiten des mit einer Warte überbauten Thors, Treppen hinaufführen. Dieses Thor heißt Thao-Yant, und steht nun den unerschrockenen Siegern offen, die sich nicht im geringsten von den gräßlichen, abenteuerlichen Figuren abschrecken lassen, welche drohend von den Mauerzinnen auf sie herniedergrinsen. Durch derlei Popanz kommen unsre heldenmüthigen Soldaten nicht aus der Fassung, und Noth und Gefahr erhöhen ihren Muth und ihre Tapferkeit. Die chinesischen Flaggen und Kriegszeichen sinken schmächtig in den Staub, und Frankreichs und Englands Fahnen werden siegreich aufgepflanzt!

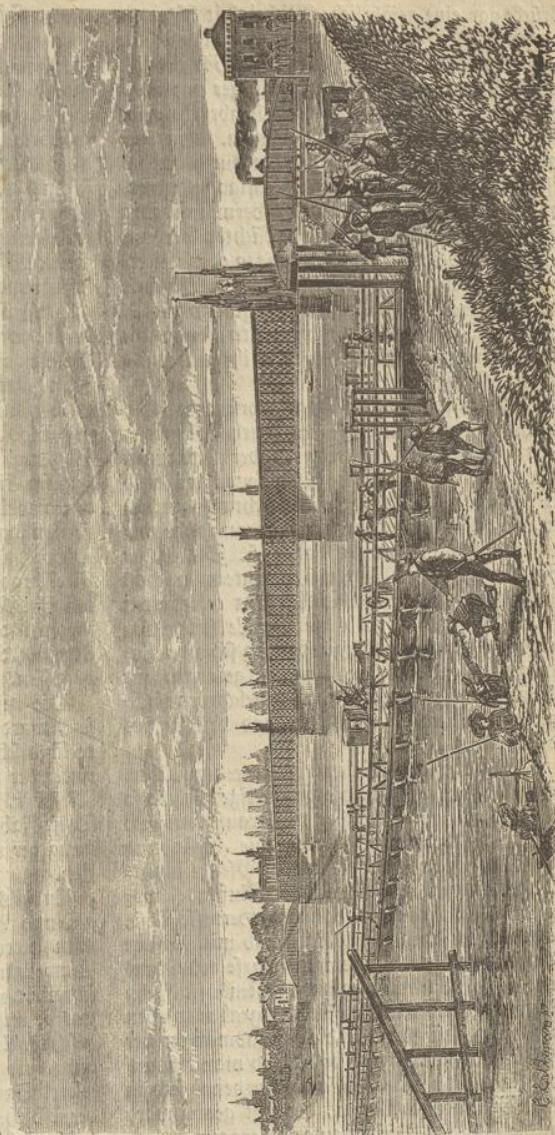
Am 25. October unterzeichnete der Prinz Kong, Bruder des Kaisers von China, den Friedensvertrag mit Frankreich und England. Die sämtlichen Artikel dieses Vertrags sind vortheilhaft für die beiden Länder, welche den kostspieligen Krieg unternommen und glücklich und siegreich zu Ende geführt haben. Das weite chinesische Reich sieht nun der europäischen Gesittung und den erhellenden Strahlen des heiligen Evangeliums offen, und der Bote wünscht von Herzen, daß die Chinesen, ihrer alten Falschheit und Wortbrüchigkeit entsagend, treulich Alles halten mögen, was festgesetzt und versprochen ward in dem theuer errungenen Friedensvertrag!

Die neue Eisenbahnbrücke bei Kehl. (Mit einer Abbildung.)

Ursachen und Gründe mannigfacher Art verhindern wohl mehr denn einen Leser des Kalenders nach der alten Hauptstadt des Elsasses zu wandern, von dort an den gewaltigen Rheinstrom, dem badischen Kehl gegenüber, zu ziehen und die großartige, mit so viel Kunst und Fleiß erbaute Eisenbrücke gehörig in Augenschein zu nehmen, über welche heute, mehrmals des Tages, die Dampfzügen schnaubend und leuchtend dahinrasseln, während tief unten der, den Schweizergletschern entsprungene Strom seine grüschäumenden Wellen rasch vorüber wälzt und dem fernen Holland entgegenweilt. Damit nun solche Leser, denen es bis jetzt noch nicht vergönnt worden die merkwürdige Eisenbahnbrücke zwischen Strassburg und Kehl in der Wirklichkeit zu schauen, sich doch einen Begriff und eine Vorstellung davon machen können, bringt ihnen der Vort hier eine zwar kleine, aber möglichst getreue Zeichnung der wunderbaren Riesenarbeit mit, die in dreißig Monaten glücklich ausgeführt worden, mit Fleiß und fester, alle Schwierigkeiten muthig überwindenden Beharrlichkeit. Oberhalb der Eisenbahnbrücke, mit ihren gothischen Doppelportalen und spitzzulaufenden Thürmchen, ist auf dem Bilde zugleich die altbekannte Schiffbrücke sichtbar, deren mau sich fürder hätte gänzlich entschlagen können, wenn beide Rheinufer einem und demselben Herrscherstaat zueigen gewesen wären, statt hier, einerseits Frankreich, andererseits Baden anzugehören.

Dem ursprünglichen Plane nach, der durch ein Dekret Kaiser Napoleons III, vom 20. April 1854, genehmigt wurde, sollte die zu errichtende Eisenbahnbrücke viel breiter werden, und ungetheilt von einem Ufer zum andern. Zu jeder Seite des doppelten Schienenwegs hätte sich dann ein geräumiger Durchgang für die Fußgänger und die mit Pferden bespannten Fuhrwerke befunden, und die an beiden Ufern angebrachten Drehbrücken, wie sie auf dem Bilde bemerkbar sind, wären nicht vorhanden.

Bei dem deutschen Bundesrath zu Frankfurt



sand aber dieser V. an keine günstige Aufnahme; diplomatische und politische Rücksichten gestatteten keinen festen und ungetheilten Uebergangspunkt aus Frankreich nach Deutschland hinüber, weil, im Fall eines Krieges — den der Gott

des Friedens in Gnaden zwischen zwei wackern Nachbarnvölkern verhüten wolle — die neue Brücke gar eine gefährliche Wichtigkeit hätte erlangen können. Somit sollte, dem späteren Plane nach, die alte, leicht abzudeckende Schiffbrücke beibehalten werden für die Fußgänger und Reiter und Wagen, und die feste Eisenbrücke nicht bis an die beiderseitigen Ufer reichen. Also entstanden die Drehbrücken, die man durch mechanisches Räderwerk, ohne große Kraftanstrengung, von der eigentlichen Brücke absondern kann. Den nämlichen, oben erwähnten Rücksichten verdanken auch die beiden kleinen Festungen oder Blockhäuser auf dem badischen Ufer ihre Entstehung, sowie die zwei, flussaufwärts und flussabwärts, erbauten Batterien, die Nordbatterie und die Südbatterie genannt. Möge man ihrer niemals in allem Ernste bedürfen!

Nach langen und reiflichen Vorstudien, Besprechungen der Entwürfe und Verhandlungen, schritt man endlich zum Beginne der gewaltigen Arbeit, die in den ersten Zeiten sogar während der Nacht, bei elektrischer Beleuchtung, betrieben wurde. Acht-hundert Mann waren dabei theilhaftig. Solches geschah am 15. September 1858, und am 11. März 1861 konnte man schon feierlich zu den durch die Vorsicht erfordernten Versuchen schreiten, ob die Brücke fest genug gebaut sei, um die außergewöhnlich schweren Lasten zu tragen. Und die Versuche gelangen zur allgemeinen Zufriedenheit der eingeladenen sachkundigen Männer von hüben und drüben des Rheins.

Welche Schwierigkeiten aber waren zu überwinden gewesen, bevor die großartige Brücke so stolz und frei da stand über den brausenden und zischenden Fluthen! Besonders die Gründung und Erbauung der vier steinernen Pfeiler inmitten des Stroms war eine schwere Aufgabe, wobei man auf unvorhergesehene Hindernisse stieß, die man aber dennoch glücklich und mit großem Geschick beseitigte. Bei dem Entwürfe des Plans hatte man berechnet, daß wenigstens fünfzehn Meter tiefer als das Flußbett gegraben werden müsse, um Festigkeit für die Grundmauern der Pfeiler zu erhalten; und doch fand man erst auf zwanzig Meter Tiefe, also mehr denn sechzig Fuß, Grund und Boden, der fest genug war, um die schweren Pfeilerbauten zu tragen.

Große Risten von starkem Eisenblech wurden in den Strom gesenkt, die, vermittelt der durch Dampfkraft in Bewegung gesetzten Sandschaukeln oder Riesbohrer, immer tiefer und tiefer vorzudringen bis zum erforderlichen festen Grunde.

In diesen, mit gepresster, das Wasser zurückdrängender Luft gefüllten Eisenkisten, stiegen die muthigen Arbeiter an Leitern auf und nieder, und hantirten in dem unterirdischen Bereiche, was wahrhaftig kein Kinderspiel war, und wobei Keiner es allzulange aushalten konnte. Hatte man endlich die gehörige Tiefe erreicht, so hörte das Graben, Schaufeln und Bohren auf; die mühevoll unter das Bett des Rheinstroms versenkten Risten wurden mit festem Grundmörtel angefüllt und dienen nun den gewaltigen Granitpfeilern zum sicheren Fundament. Wie weit hat es doch des Menschen Geist in bewundernswürdigen Erfindungen gebracht!

Diese vier Granitpfeiler tragen jetzt die Eisenbrücke mit dem doppelten Schienenweg, deren Ausführung den Herren Benckiser, in Pforzheim, anvertraut worden. Sie mißt 177 Meter in der Länge, und ihr Gewicht soll sich auf 2,400,000 Pfund belaufen. Die durchsichtigen Seitenwände und die lustige Decke, alles ist von starkem Eisen, anzuschauen wie ein riesiger Kästch, durch welchen der lautgellende Dampfvoegel ungestüm dahinsaselt, und über dessen gothischen Doppelthüren der französische Nar, der badische Greif und der deutsche Reichsadler Wache halten. In Nischen, neben den beiden Einfahrten, thronen die sinnbildlichen Figuren des Vater Rheins, der Ill und der Rinzig, auch aus Eisen gegossen.

Die beiden Drehbrücken, ebenfalls von Eisen, wurden in der rühmlichst bekannten, vaterländischen Fabrik zu Graffenstaden verfertigt, unter der kundigen Leitung des Direktors, Herrn Mesmer. Jede derselben wiegt 500,000 Pfund. Diese Fabrik lieferte auch die großen, zur Gründung der vier Brückenspfeiler benötigten Eisenkisten.

Und als nun, nach den vielen Mühen und Sorgen und Arbeiten, Alles bereit war, da konnte man getrost und guten Muths zur feierlichen Einweihung und Eröffnung der neuen Brücke schreiten, was am Samstag und am Sonntag, den 6. und 7. April des Jahres 1861 glücklich geschah. Am ersten Tag wurde das Fest in Straßburg, und am zweiten Tag in Baden-Baden gefeiert. Samstag Morgens um neun Uhr verließ der festliche, mit flatternden Fahnen und Wimpeln geschmückte Wagenzug den Straßburger Bahnhof und rasselte lustig dem Rheinströme zu. Strategischer oder militärischer Rücksichten wegen, durfte die Eisenbahn, vom Kronenburgerthor aus, nicht den nächsten Weg, an den Festungswerken hin, nach Rehl nehmen, und muß daher

einen großen Umkreis einschlagen. Man fährt zuerst auf der alten Baslerbahn bis Königshofen, dann geht's links ab und über eine schöne, steinerne Brücke auf das rechte Ufer der Ill und der Dreusch, dann über den Rhonez und Rheinkanal den krummen Rhein, schlechtweg, „Krümmri“ genannt, und so immer fort bis zum kleinen Rhein, wo wieder eine schöne Brücke hinüberführt auf die pappelbepflanzte Insel, welche General Desair Denkmal schmückt. Ganz in der Nähe dieses Monuments zieht sich die Bahn über die belebte Rheinstraße, und in wenigen Augenblicken gelangt man sodann an den nun so majestätisch überbrückten Gletscherstrom und vollends hinüber auf badischen Grund und Boden, und wer dann noch weiter zu fahren wünscht, den führen die Dampfwagen durch das deutsche Reich und in seine vorzüglichsten Haupt- und Residenzstädte. Nur Geld genug in der Tasche, und man kann heutzutage reisen nach Herzenslust!

Damit in dieser kurzen Beschreibung des Baues der neuen Rheinbrücke die Namen ihrer Gründer und Erbauer nicht vergessen werden, theilt der Bote seinen geneigten Lesern, die bis jetzt noch nicht Gelegenheit hatten, sie selbst zu sehen, die Inschriften mit, welche auf Marmor tafeln an den beiden, dem französischen und dem badischen Ufer zunächststehenden Brückenpfeilern, mit goldenen Buchstaben verzeichnet stehen. Am linken Ufer liest man, in französischer Sprache:

Im Jahr 1859, unter der Regierung S. M. Napoleons III, Kaisers der Franzosen. Als S. Exc. Herr Rouher Minister der öffentlichen Arbeiten, Herr Migneret Präfect des Niederrheins waren. Die Pfeiler und das Brückengemäuer wurden durch die Compagnie der Ost-eisenbahnen ausgeführt. Herr Graf von Segur, Präsident des Verwaltungsraths. Die Herren Baigneres, Baude, Herzog von Galliera, Georges, Verdonnet, Roux, Administratoren, Mitglieder des Directionskomitees. Vuignier, Ober-Ingenieur; Fleur St. Denis, Haupt-Ingenieur; von Sappel, gewöhnlicher Ingenieur; De France, Joyant, Sektions-Chefs; Marechal, Inspector des Baugewerks.

Am ersten Pfeiler, von der rechten Seite her, steht geschrieben in deutscher Sprache:

Im Jahr 1859 wurde der eiserne Oberbau dieser Brücke unter der Regierung Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden, während der Verwaltung S. Exc. des Staatsministers von Meyßenbug ausgeführt, durch die

großherzogliche Oberdirection des Wasser- und Straßenbaues: Baer, Director, Keller, Oberbaurath, und die großherzogliche Wasser- und Straßenbau-Inspection Offenburgs: Föhrenbach, Ober-Ingenieur, von Kagenack, Ingenieur.

Somit, lieber Leser, hätten wir dem Bau der neuen Rheinbrücke, welcher eine Ausgabe von acht Millionen Franken erforderte, in Gedanken flüchtig beigewohnt, und beschauen nochmals neben an ihr freundliches Bild, auf dem wir in der Ferne zugleich Straßburgs hohen Münsterthurm erblicken, das weltbekannte Wahrzeichen der lieben, alten Vaterstadt.

Möge die kunstvolle Eisenbrücke nur friedliche und gesegnete Zeiten erleben, und immer mehr und mehr dazu beitragen das freundschaftliche Band zwischen zwei großen und ehrenwerthen Völkern stets fester und fester zu schlingen! Das gebe Gott!

Zwei nützliche Inschriften.

Vor mehreren Jahren war an einem von der Landstraße abgehenden Fußpfad ein Pfosten aufgestellt worden, mit folgender Inschrift: Dieser Pfad führt in kürzerer Zeit nach Fernlingen; wer aber nicht lesen kann was hier geschrieben steht, der thut besser daran, auf der Landstraße zu bleiben. — Item: Am Ufer eines Flusses, eben da, wo eine Furth hinüberging, lag ein Stein, in den die Worte eingehauen waren: Es diene zur Nachricht und Warnung, daß, wenn der Stein hier unter Wasser kommt, der Uebergang dieser Furth sehr lebensgefährlich ist.

Der braucht Lobens.

Ein Bauersmann war von einem Stadtherrn zu Gast geladen worden, und ließ sich's köstlich schmecken an der gut besetzten Tafel, so daß er nicht Zeit fand den vortrefflichen Wein zu loben der ihm eingeschickt wurde. Hierüber unwirsch, und in der Meinung der Bauersmann sei kein echter Weinkenner, ließ der Herr nun mittelmäßigen Traubensaft aufstellen. Als sein Gast von diesem schlechtern Weine getrunken, sagte er: „Da habt Ihr ein ganz besonders gutes Tröpflein!“ — „Wie kommt's“, fragte der Herr höchlichst erstaunt, „daß Ihr die erste Sorte meines Weins nicht gelobt habt?“ — „Weil jener keines Lobes bedurfte,“ war des Bauers kurze, trockene Antwort.

Die Wildschweinsjagd bei Zabern.

(Mit einer Abbildung.)

Aus guten Gründen zählt der Bote, mit seinem Stelzfuß, nicht zu der in unseren Tagen so beträchtlichen Junst und Gesellschaft der Waidmänner und Jägdler, die keck und muthig, bis über das Knie gestieft, mit ihren Flinten und Jagdtaschen und klugen Hunden hinausziehen, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, in Feld und Flur und Wald, und blutigen Krieg führen gegen das wilde Gethier aller Art und Größe und Farbe, vierfüßig oder gefiedert. Deswegen hat er aber auch allen gehörigen Respekt vor den überberücktigten Wildschweinen, mit ihren gefährlichen Hauern und Fangzähnen, man möge sie tituliren wie man wolle, Keiler oder Eber, Hauer, Wachen oder Frischlinge, die seit einiger Zeit in unserm lieben Elsaß wieder so viel von sich reden, schreiben und drucken machen, ja sogar einen Prozeß und einen Urtheilspruch vor dem Friedensgericht hervorriefen, zwischen der Stadt Straßburg, als Eigenthümerin des Neuhöfster Walds, und etlichen Bewohnern des Neuhofs, deren am Saume des Waldes liegenden Aecker und Felder gar arg durchwühlt und mitgenommen worden von den wilden, struppigen Schweinen, die in dem dichten Gehölze hausen, von wo sie dann bei nächtlicher Stille ihre verheerenden Streifzüge machen. Freilich, ein guter, saftiger und wohlbereiteter Eberbraten ist nicht zu verachten; den kann man, ohne Gefahr vor den spitzen und scharfen Hauern, am sichereren Tische, mit Messer und Gabel angreifen und in Arbeit nehmen, und ruhig und kaltblütig der Gefahren denken, welche die Jagd auf grimmige Wildschweine gewöhnlich nach sich zieht für die unerschrockenen Schützen und ihre treuen Hunde.

So wollen wir jetzt auch, geneigter Leser, in Gedanken einer Wildschweinsjagd wohlgeborgen bewohnen, nur mit dem Unterschied, daß uns eben kein lieblicher Bratengeruch in die Nase dampft, was unsereinem höchst selten gestattet wird; doch, da, wie männiglich bekannt, die Gedanken zollfrei sind, so steht es auch Jeglichem von uns frei den Wildpretgeruch der Geschichte beizufügen, die der Bote nun aufzutischen gedenkt, und zu welcher ihm ein guter Freund die naturgetreue, an Ort und Stelle aufgenommene Zeichnung, gefälligst mitgetheilt hat.

Während des Winters von 1860—61, hausten und rumorten zahlreiche Wildschweine gar reich und keck in den weitausflüßigen Tannenwal-

dungen, die von Zabern aus sich tief in's Hochgebirge hineinziehen, der ehemaligen Grafschaft Dagsburg zu, welche reich ist an Denkmälern und Ueberresten aus uralten Zeiten. Hätten sich diese wilde Bestien darauf beschränkt, ihr tolles Wesen im Bergforst zu treiben, so wären wohl nicht so bittere Klagen gegen sie laut geworden, allein sie brachen, mir nichts, dir nichts, aus den Wäldern hervor und verwüsteten die Aecker und Pflanzungen der Berggemeinden in Zabern's Umgebung; Thal, Hügel und Reinhardsmünster hatten besonders darunter zu leiden. Die Klagen der Dorfbewohner kamen der Obrigkeit zu Ohren; Schutz und Abwehr wurde versprochen, und am 7. Jänner 1861 erließ der Herr Präsekt zu Straßburg einen amtlichen Beschluß, durch den er Treibjagden vorschrieb gegen die überhaufenden Wildschweine. Der Forstinspektor von Zabern erhielt den Auftrag, diese vorgeschriebenen Treibjagden anzuordnen und zu leiten, was er mit löblichem Eifer that, wobei sowohl die freiwilligen Jagdliebhaber, wie auch die dienstpflichtigen Förster der ganzen Umgegend, ihm getreulich Beistand leisteten.

Bereits am 14. Jänner fand das erste Treibjagen auf die Wildschweine Statt, das jedoch nicht von großem Belang und Ertrag war, trotz des Muthes der Jäger und der mit Umsicht und Sorgfalt getroffenen Vorkehrungen. Nur eine einzige Bache wurde aufgetrieben und erlegt, ungefähr hundert bis hundert und zwanzig Pfund schwer, und dem Unterforstinspektor von Zabern ward die Ehre des Togs und des Siegs zuerkannt; unter seinem sicheren Schutze war das Wildschwein gestürzt.

Das zweite Gesamtjagen war auf den 19. Jänner, einen Samstag, festgesetzt worden, wozu die Forstbeamten Einladungen ergehen ließen an die zahlreichen und kampfeslüsternen Jäger, mit der Weisung, der Sammelplatz sei im Bärenbacher Thalgrund, dem einsamen Seitenthälchen, das in das große von der Eisenbahn und dem Kanal durchzogene Zornthal einmündet.

Die Eingeladenen fanden sich pünktlich hinten im Bärenbächel ein, gleich mit dem grauenenden Wintermorgen, und die zweckmäßigsten Anordnungen zur Jagd wurden in zahlreichem Kriegsrath besprochen und festgesetzt. Doch fielen, wie wir bald hören werden, im Laufe dieses merkwürdigen Jagdtags gar unerwartete Begebenheiten und Abenteuer vor, wegen welcher man unmöglich zum Voraus gemeinsame Abrede nehmen konnte.



Die Wildschweinsjagd bei Zabern.

Die verschiedenen Abtheilungen des lustigen und bunten Jägerheers bildeten sich, und jede zog abgefordert nach der ihr angewiesenen Seite des Forstreviers. Eine dieser Abtheilungen, ungefähr fünfzig Mann stark, stieg, gleich vom Sammelpfatz aus, einen steilen, an der Bergwand hinlaufenden Pfad ganz hinan, und während des mühsamen Emporsteigens erblickten die Jäger und die Treiber eine gewaltige Bache, oder Mutterschwein, die in Gesellschaft von sieben halbgewachsenen Jungen gemächlich den gegenüberliegenden tannendepflanzten Bergabhang erkletterte. Es waren prächtige Thiere, bei deren Anblick den Waidmännern das Herz im Leibe lachte; Jeder konnte sie ganz bequem betrachten, denn kaum zweihundert Meter waren sie von ihnen entfernt, und unwillkürlich faßte die Hand fester die zum Schuß bereitete Büchse.

Nachdem man vollends die Spitze des Bergs erstiegen hatte, wurde die Einkreisung so schnell wie möglich gebildet, da zahlreiche Wildspuren daselbst entdeckt wurden und, der Aussage des auf Rundschau ausgezogenen Försters nach, mehrere Wildschweine an diesem Orte standen. Der erfahrene Waidmann hatte sich nicht geirrt, denn gleich beim ersten Geschrei der Treiber schoß wie wüthend eine ungeheure Bache hervor aus dem dichten Gestrüppe, und ein allgemeiner Hallohruf erschallte. Die Büchsen krachten, daß die Berge wiederhallten, doch, obgleich tödtlich verwundet, durchbrach das wüthende Thier die Linie der aufgestellten Schützen und rannte davon mit gewaltigen Sätzen, dem schnell bergabfluthenden Bärenbächel zu.

Während dieser ungestümen Flucht der angeschossenen Bache fiel die merkwürdige Begebenheit vor, welche den Gegenstand zu der unsrer Jagdgeschichte beigegebenen Abbildung lieferte. Am linken Ufer des über abgerollte Felsstücke dahin brausenden Bergwassers kamen plaudernd, keine Gefahr ahnend, zwei Bauernmädchen daher, eines von zehn, das andere von zwölf Jahren ungefähr, die von ihren Eltern in den Wald geschickt worden, um dürres und abgefallenes Holz zu sammeln. Sie hatten droben vom Berggipfel herab das Lärmen und Rufen der Treiber und das Knallen der Flinten gehört.

„Ist das aber ein Gelärm und Geschieß!“ verwunderte sich Therese, das jüngste Mädchen, „die haben gewiß wieder eine Wildsau herausgetrieben. Mir wird ganz angst und bang!“

„Dörst du, wie's dort im dünnen Laubersackel!“ rief Käthchen, die ältere Schwester; „ich meine sogar, ich höre knurren und schnurren! Wenn

nur kein böses Wildschwein uns jetzt entgegenkommt!“

Angstlich blieben die Mädlein stehen und horchten. Immer näher kam das Geraschel und das Geknurre, und die wilde, blutende Bache wurde sichtbar, welche wüthend gegen die um Hilfe schreienden Schwestern heranrannte, deren Stimme das laute Bellen nahender Hunde sich beigefellte. Es war ein schrecklicher Augenblick! Zum Glück verloren die Mädchen nicht den Kopf, trotz ihrer Todesangst, und erkletterten behend einen an der Seite des Begeß aufgeschichteten Holzstoß, wie man deren oft und viel in den Waldungen antrifft, und welcher also für sie kein todbringender, sondern ein lebenrettender Scheiterhaufen war, von dem herab sie ruhiger die Ankunft des bösen Thieres erwarten konnten.

Furchtbar schnaubend und grunzend stürzt die wüthende Bestie daher, auf die von ihrer Holzfestung herabschreienden Mädchen los, und höchst drohend wird die Gefahr, denn das Thier hat nur noch über das Bärenbächel zu setzen. Doch schon hat auch ihr Schutzengel wunderbar die helfenden Retter herbeigerufen. Unverhofft, wie vom Himmel gesandt, brechen plötzlich zwei kräftige Gendarmen hinter dem nahen Felsgestein hervor, welche sich auf ihrem Morgenzug im Walde verirrt hatten, und lange hin und her gestreift waren, ohne sich wieder zurecht finden zu können. Einen Augenblick überrascht und erstaunt beim drohenden Anblick der gefährlichen Bache, zaudern jedoch die beiden wackeren und muthigen Männer nicht lange; das Bajonnett wird blitzschnell auf die Karabiner gepflanzt und zum Stoße bereit dem Feind entgegeng gehalten. Solche Jäger, mit dreieckigen, weißbetreßten Hüten, waren dem Wildschwein noch nie vorgekommen; daher stutzte es auch während einiger Sekunden, blinzelt mit seinen kleinen, zornsprühenden Augen die ehrenfesten Gendarmen an, und ist sofort bereit, gegen sie loszufahren wie ein giftiger Drache. Jetzt erscheint plötzlich, keuchend und bellend, zweifüßige und vierfüßige Verstärkung auf dem Kampfsplatz, nämlich einer der unerschrockensten Waidmänner der Umgegend, dem im Eifer der Hut vom Kopfe fliegt, ein rüstiger Jägerbursche, und zwei kampfesmuthige Hunde. (Man sehe die Abbildung.)

Nun entspann sich ein wüthender, verzweifelter Kampf im Bärenbach, dessen klares Wasser sich bald vom Blute röthete. Die Hunde hatten sich auf das Wildschwein geworfen und es mit starkem Zahn gepackt und niedergedrissen; gleich

einem borstigen, verworrenen Knäuel rollten und wälzten sich die drei kämpfenden Thiere im Wasser umher, und Jäger und Gendarmen wagten es nicht, sogleich Gebrauch von ihren Waffen zu machen, aus Furcht einen der treuen Hunde zu treffen. Endlich aber galt kein Zaudern mehr, weil die riesige Wache Meister ihrer Angreifer zu werden drohete; die Jagdbüchsen knallten, die Bajonnette der Gendarmen färbten sich blutig, und bald streckte das Wildschwein alle Biere von sich und verendete unter gräßlichen Zuckungen! Die armen Mädchen waren befreit von ihrer Todesangst, werden aber gewiß ihr ganzes Lebenslang dieses für sie so merkwürdigen Jännermorgens gedenken!

Nachdem wir nochmals das nebenanliegende Bild genauer betrachtet haben, welches, wie bereits oben gemeldet, an Ort und Stelle gezeichnet worden, schauen wir uns wieder nach den anderen Jägern um, die während dieser Zeit auch nicht müßig geblieben. Die Hauptabtheilung des Jagdheers hatte mühsam die steilen und abgerissenen Felsmassen erklettert, welche die Spitze des Kumpels krönen, eines gäh aufsteigenden Berges im Hintergrund des Bärenbacherthals, woselbst, der allgemeinen Vermuthung nach, mehrere Wildschweine standen, die nun aufgetrieben werden sollten. Auf den hohen Felsblöcken posirt und zum Schusse bereit, harrten die Jäger gespannt, aber ruhig, der kommenden Dinge. Solches war ein wunderbarer Anblick in dieser Einöde.

Jetzt machten sich die Treiber an ihr aufstöberndes Geschäft. Kaum hatten sie begonnen, da schoßen zwei gewaltige Eber, schwarzen Ungethümen gleich, hinter einem sie verbergenden Felsen hervor und suchten dem ihnen drohenden Untergang zu entinnen. Das gab nun ein mächtig ergreifendes Schauspiel, dem schwache Nerven unmöglich gewachsen waren. Hundegebell und Jägeruff und Büchsengeknall schmetterten wild durcheinander! Alles war in fieberhafter Aufregung, Menschen und Thiere! Wüthend rannten die borstigen Eber rings umher, einen Ausweg zur Rettung suchend, was dem einen auch alsogleich gelang und den die Treiber und Jäger bald aus den Augen verloren. Der andere war nicht so glücklich; von allen Seiten, wohin er sich auch wenden mochte, fand er den Ausweg versperrt, und mehrere Kugeln hatten ihn schon getroffen. Trotz der durch den Blutverlust erzeugten Schwäche, hielt er sich immer noch muthig aufrecht inmitten seiner zahlreichen Feinde. Auf's Neue verwundet, stürzt er endlich erschöpft zwi-

schen zwei Felsblöcken nieder, und der Siegeskruf der Jäger erschallt. Man drängt sich jetzt zu dem Gefallenen hin, und einer der Waidmänner schickt sich an, ihm den letzten Gnadenschuß zu geben, wird jedoch von einigen anderen abgehalten, mit der Bemerkung, daß solches ganz unnütz das Pulver verschwendet und den Mäusen gepffissen wäre.

„Ich will's den Herren deutlich zeigen, daß die Sau kaput und maustodt ist,“ sagte ein kecker Jägerbursche, faßte den regungslosen Eber an einer der ausgestreckten Lagen und zerrte und rüttelte daran mehrmals mit aller Gewalt, ohne daß das Thier ein Lebenszeichen von sich gab. Es wird zwischen den Felsen hervorgezogen, ein Jägerkreis bildet sich um es her, und Jeder behauptet, seine Kugel habe ihm das Lebenslicht ausgeblasen. Während so mehrere Minuten lang hin und her disputirt wird, und Keiner sich dessen versteht, springt der Eber plötzlich auf, zeigt wüthend und knurrend die Zähne, durchbricht in der allgemeinen Verwirrung und Bestürzung die Reihen seiner Gegner, jagt pfeilschnell bergab und verschwindet bald in dem dichten Gestrüppe eines jungen Tannenwaldes. Das war eine gar unangenehme Ueberraschung für die vorhin siegestrunkenen Waidmänner!

Dieses, bereits todreglaubte und nun wieder entsprungene Wildschwein war den Förstern des Reviers längst schon bekannt, und seiner außergewöhnlichen Größe wegen hatten sie ihm den Namen „Vergfönig“ gegeben. Es gehörte zu den Ebern oder Keilern die, wenn sie alt geworden, sich aus der Gesellschaft zurückziehen und einsam und allein leben, daher man sie, in der Jägersprache, gemeiniglich Einsiedler, oder, wie's auf französisch heißt, solitaires nennt. Man hat dem Boten von einem gewissen, übrigens sehr geschickten und beherzten Jäger erzählt, — es könnte vielleicht gar derjenige sein, welcher den armen Mädchen auf dem Holzstoß zu Hülfe kam, — der das Wort solitaire mit einem andern verwechselt, und daher, wenn von solchen einsam lebenden Wildschweinen die Rede ist, sie in allem Ernst immer als *célibataires*, zu deutsch, Junggesellen oder Hagestolze, betitelt. Nu, gut, umgekehrt ist auch gefahren, und der wackere Mann versteht schon, was er sagen will, wenn er von einem vierfüßigen, borstigen und mit spitzen Fangzähnen bewaffneten *célibataire* erzählt.

Diese drollige Namenverwechslung hat uns auf einen Augenblick aus dem Texte gebracht, und von der Fährte des entsprungnen Vergfönigs abgelenkt; wir nehmen daher den Faden der Er-

